Objekttyp: **FrontMatter**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit = Revue suisse de travail social**

Band (Jahr): **- (2007)**

Heft 2

PDF erstellt am: **02.07.2020**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit
Revue suisse de travail social

2007

Seismo

Herausgeber / Éditeur
Schweizerische Gesellschaft für Soziale Arbeit / Société suisse de travail social (SGSA / SSTS)

Redaktionskomitee / Comité de rédaction
Monique Eckmann (Haute école spécialisée de Suisse occidentale, Genève)
Thomas Gabriel (Universität Zürich)
Gisela Hauss (Fachhochschule Nordwestschweiz)
Marcel Meier Kressig (Fachhochschule St. Gallen)

Wissenschaftlicher Beirat / Comité scientifique
Sabine Andresen (Universität Bielefeld)
Harald Ansen (Fachhochschule Hamburg)
Barbara Friebertshäuser (Universität Frankfurt a. M.)
Arno Heimgartner (Universität Graz)
Emmanuel Jovelin (Université catholique de Lille)
Mirja Satka (Universität Helsinki)
Wolfgang Schröer (Universität Hildesheim)
Caroline Skehill (Universität Belfast)
Heinz Sünker (Universität Wuppertal)

Manuskripte und redaktionelle Zuschriften / manuscrits et correspondance rédactionelle
Monique Eckmann, Tel. +41 (0)22 388 94 61
E-mail: monique eckmann@hesge.ch
Thomas Gabriel, Tel. +41 (0)44 634 45 60
E-mail: gabriel@paed.unizh.ch
Gisela Hauss, Tel. +41 (0)62 311 96 75
E-mail: gisela.hauss@fhnw.ch
Marcel Meier Kressig
Tel. +41 (0)71 844 48 80
E-mail: marcel.meierkressig@fhsg.ch

Subskription
Seismo Verlag, Zähringerstr. 26
CH-8001 Zürich
Tel.: +41 (0)44 261 10 94
Tel./Fax: +41 (0)44 251 11 94
E-mail: info@seismoverlag.ch
http://www.seismoverlag.ch

Jahresabonnement: SFr. 30.–
(Zwei Ausgaben pro Jahr / deux cahiers par année)
Einzelheft: SFr. 20.–
Alle Preise zuzüglich Versandkosten.

Für die Mitglieder der Schweizerischen Gesellschaft für Soziale Arbeit ist der Abonnementspreis im Jahresbeitrag der Gesellschaft inbegriffen. / Pour les membres de la Société suisse de travail social, le prix de l'abonnement est compris dans la contribution annuelle.

Für Informationen zur Gestaltung von Manuskripten und zum Copyright siehe Innenseite des back cover.

Gestaltungskonzept
Markus Traber, St. Gallen, www.trabertypo.ch

Druck
Ediprim AG, Biel

Inhaltsverzeichnis / Table des matières

3 (dt) *Gisela Hauss*
6 (f) Editorial

8 Korrigendum

Beiträge / Contributions

9 *Claude de Jonckheere*
L'analyse de l'activité : une épistémologie et une méthodologie pour étudier les pratiques en travail social

23 *Christian Vogel*
Die Analyse von Interaktion und Kommunikation in der Forschungs- und Berufspraxis der Sozialen Arbeit

41 *Fabian Kessl und Christian Reutlinger*
Raum, Räumlichkeit, Raumordnungen. Warum wir aktuell so viel vom Raum reden

61 *Brigitte Müller und Dorothee Schaffner*
Motivationssemester als Angebote im Übergang von der Schule in Ausbildung und Arbeit – Wirkungen, Grenzen und künftige Entwicklungen eines Handlungsfeldes der Sozialen Arbeit

Buchbesprechungen / Récensions critiques

79 *Ursula Hoyningen-Süess und Gertrud Wülser Schoop*
Rezension von Ursula Pixa-Kettner (Hrsg.): Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder.

82 **Neuerscheinungen / Parutions**

84 **Tagungen / Colloques**

86 **Autorinnen und Autoren / Auteurs**

Editorial

Autor(en): **Hauss, Gisela**

Objekttyp: **Preface**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit = Revue suisse de travail social**

Band (Jahr): **- (2007)**

Heft 2

PDF erstellt am: **02.07.2020**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Geschätzte Leserin, geschätzter Leser

Heute kann kaum mehr Originalität für sich beanspruchen, wer das Problem des Theorie-Praxis-Verhältnisses in der Sozialen Arbeit zum Thema macht. Der Diskurs in der Sozialen Arbeit wird vielmehr dominiert vom disziplinären Projekt der Sozialen Arbeit als Wissenschaft und vom praxisorientierten Projekt der Professionalisierung. Angeregt bzw. begleitet wird die Diskussion um Soziale Arbeit als eigene Wissenschaftsdisziplin (was in engem Zusammenhang steht mit der Professionsentwicklung) vom Ausbau der Forschung an den Schweizer Fachhochschulen sowie von der ersten Realisierung von Masterstudiengängen. Im Wissen darum, dass die Reklamation eines disziplinär eindeutigen und exklusiven Gegenstandes im Zeitalter der vielfältigen, heterogenen und oft unvereinbaren Ansichten über Theorien, Wissenschaften und Grenzziehungen etwas Anachronistisches hat, steht die hier vorliegende Zeitschrift für einen integrativen Weg der Disziplinentwicklung. Um als wissenschaftliche Disziplin anerkannt zu werden, ist Soziale Arbeit auf einen «Kommunikationszusammenhang» und damit auf ein Forum angewiesen, in dem die Gemeinschaft der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Fachs die Fragen ihrer Disziplin unabhängig von organisationeller Verankerung und ausserhalb von institutionellen Hierarchien nach den Regeln des wissenschaftlichen Diskurses entfalten, bearbeiten und diskutieren, die Interessen der Disziplin formulieren und gegen aussen geltend machen können. Die vorliegende Zeitschrift nimmt für sich in Anspruch, hierfür eine offene Plattform zu bieten, die Debatten, Erkundungen und Austausch auch zwischen kontroversen Positionen möglich macht.

In der zweiten Nummer der Schweizerischen Zeitschrift für Soziale Arbeit legen wir vier Artikel vor, drei theoretische und einen empirischen Beitrag. Claude de Jonckheere, Christian Vogel sowie die beiden Autoren Fabian Kessl und Christian Reutlinger eröffnen mit ihren Beiträgen die theoretische Diskussion dieses Heftes. De Jonckheere und Vogel bearbeiten auf jeweils unterschiedliche Art die erkenntnistheoretische Frage: wie kommt die Wissenschaft zu Wissen? Wie erforscht, versteht und interpretiert die Soziale Arbeit ihre eigene Tätigkeit sowie die Problemstellungen, auf die sie reagiert? Kessl und Reutlinger untersuchen in ihrem Artikel die «neue Rede vom

Raum». Brigitte Müller und Dorothee Schaffner stellen die Ergebnisse Ihrer Forschung zum Thema Übergänge zwischen Schule und Arbeitsmarkt vor. Die beiden Autorinnen erweitern damit die hier geführte Diskussion zu Positionen und Erkenntnisweisen in der Sozialen Arbeit mit einer konkreten empirischen Studie.

Die drei theoretischen Beiträge eröffnen mit je unterschiedlichen Argumentationen den Raum für Diskussionen. Claude de Jonckheere argumentiert, dass die Tätigkeit der Professionellen in der Sozialen Arbeit ein schwer zu untersuchendes, oft rätselhaft erscheinendes Feld sei, in dem nicht alles mit rationaler Logik zu fassen sei. Absicht und Handlungen stimmten nicht immer überein, auch übergangene Handlungsoptionen entfalteten ihre Wirkungen. Entsprechend dieser Beschreibung des Feldes stellt de Jonckheere eine qualitative Forschungsmethodik vor, in der wissenschaftliche Erkenntnisse nicht deduktiv und hypothesengeleitet gewonnen, sondern in Gruppen als Co-Produktion zwischen Fachleuten aus der Praxis und Forschenden erarbeitet werden.

Christian Vogel plädiert für eine – wenn auch antagonistische – Verschränkung von praktischer Fallarbeit, deren Ziel es ist Wirkungen zu erzielen, und wissenschaftlicher Fallanalyse, die sich der Erkenntnisgewinnung verpflichtet. Fallarbeit und Fallanalyse unterscheiden sich – so Vogel – in ihren Zielen, doch nicht in den grundsätzlichen Verfahrensschritten. Text und Kontext, Interpunktionen bzw. Situationen, verschiedene Ebenen von Geltungsansprüchen, die Teilnahme der Interpreten und Interpretinnen an der zu untersuchenden sozialen Welt seien von Bedeutung in der wissenschaftlichen Fallanalyse ebenso wie in der praktischen Fallarbeit. Die vom Autor vorgestellte Sichtweise macht es möglich, theoretische und forschungsmethodische Überlegungen zur Analyse von Interaktionen für die Fallarbeit zur Geltung zu bringen. Vogel argumentiert, dass die Methoden der Sozialen Arbeit damit die theoretische Fundierung finden könnten, die ihnen bislang fehlte.

Fabian Kessl und Christian Reutlinger wenden sich gegen eine unreflektierte Übernahme der «Rede vom Raum» in der Sozialen Arbeit. Grundlage des Artikels ist die Darstellung des mit der Moderne verbundenen sozialwissenschaftlichen Ordnungswissens, das im Kontext aktueller Transformationen an Bedeutung gewinnt und zur Neugestaltung des Räumlichen anregt. Die Autoren zeigen auf der Grundlage des von Pierre Bourdieu entwickelten, soziale Abgrenzungen und Unterschiede analysierenden Konzeptes des sozialen Raums die Notwendigkeit einer politischen Positionierung der Sozialen Arbeit als Mitgestalterin des Räumlichen auf. Sie plädieren für eine reflexive

räumliche Haltung und den proaktiven Begriff der Sozialraumarbeit statt der scheinbar selbstverständlich gegebenen Sozialraumorientierung.

Die Reihe der bis hierher auf theoretischem Niveau argumentierenden Beiträge findet ihren vorläufigen Abschluss mit dem Beitrag zu einer vor kurzem fertiggestellten qualitativen Studie von Brigitte Müller und Dorothee Schaffner. Die Autorinnen untersuchten die Motivationssemester für Jugendliche im Übergang von der Schule zur Ausbildung und zur Arbeit in mehreren Kantonen der Deutschschweiz. Sie verorten ihre Untersuchung im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen und sich verändernder Schul- und Ausbildungslaufbahnen von Jugendlichen. Im Hinblick auf die gegenwärtige sowie die zukünftige Entwicklung von Übergangsangeboten bieten die Ergebnisse interessante, für die Praxis und die Theorie Sozialer Arbeit aufschlussreiche Erkenntnisse im Hinblick auf die Herausforderung, auf sich pluralisierende Übergänge zwischen Schule, Ausbildung und Arbeitswelt auch institutionell zu reagieren.

Die hier vorgestellten Artikel öffnen die Diskussion über Positionen, Erkenntnisse und Wissensbildung. Ziel der vorliegenden Zeitschrift ist es, mit der Zeit die veröffentlichten Beiträge in einen «Kommunikationszusammenhang» zu bringen. Wir wollen Sie dazu anregen, liebe Leserin und lieber Leser, die Artikel zu diskutieren, eigene Artikel einzubringen und Stellung zu beziehen. Wir freuen uns auf weitere Beiträge, Rezensionen oder Repliken.

Im Anschluss an die Artikel finden Sie auch in diesem Heft eine Rezension, nämlich zum Buch von Ursula Pixa-Kettner «Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder», Tagungshinweise und Neuerscheinungen.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.
Für die Redaktion
Gisela Hauss

Chères lectrices, chers lecteurs,

Traiter aujourd'hui de la question du rapport théorie-pratique dans le travail social ne témoigne pas vraiment d'une grande originalité. Le débat actuel a pour principaux enjeux l'idée d'un travail social érigé au rang de science et, sur le terrain de la pratique, le projet de sa professionnalisation. La discussion autour d'une discipline scientifique à part entière (dont dépend d'ailleurs grandement le devenir de la profession) est stimulée ou va de pair avec le développement de la recherche dans les Hautes écoles spécialisées suisses et avec la mise en place des premières filières d'études master. A l'heure où s'affichent des points de vue multiples, hétéroclites et bien souvent inconciliables au sujet des délimitations des disciplines, il y a assurément quelque chose d'anachronique à se réclamer d'une discipline exclusive aux contours bien définis. C'est forte de ce constat, précisément, que la présente revue milite pour une voie intégrative dans le développement de la discipline Travail social. En effet, la reconnaissance en tant que discipline scientifique propre passe nécessairement par un «espace communicationnel», par un forum qui offre à la communauté scientifique concernée un lieu où confronter, traiter et construire, selon les règles du discours scientifique, les questions en rapport avec la discipline, un lieu où en définir les intérêts pour les faire valoir vers l'extérieur, indépendamment de l'ancrage organisationnel et en dehors des hiérarchies institutionnelles. A cet effet, la Revue suisse de travail social se propose d'offrir une plateforme d'échange et d'exploration ouverte à la controverse.

Nous présentons dans ce second numéro de la revue quatre articles, trois contributions théoriques et un rapport de recherche. Claude de Jonckheere, Christian Vogel ainsi que les deux auteurs Fabian Kessl et Christian Reutlinger ouvrent avec leurs contributions, le débat théorique de ce cahier. De Jonckheere et Vogel traitent, chacun à leur manière, une question relevant de la théorie de la connaissance: comment la science accède-t-elle au savoir? Comment le travail social explore-t-il sa propre activité et les problèmes auxquels il répond, quelle compréhension en a-t-il et quelle interprétation en donne-t-il? Dans leur article Kessl et Reutlinger s'attachent à disséquer le «nouveau discours de l'espace». Le numéro s'achève avec une recherche que Brigitte Müller et Dorothee Schaffner ont consacrée au «semestre de motiva-

tion». Cette étude empirique complète les apports théoriques de ce cahier. Car si la science et le développement d'une discipline sont tributaires des apports théoriques, elles dépendent aussi et surtout de la recherche, plus encore de ses résultats, de leur publication et de leur mise en discussion.

Les trois contributions théoriques, aux axes d'argumentation distincts, ouvrent un espace de débat. Pour Claude de Jonckheere, l'activité que mènent les professionnels du travail social est un champ difficile à explorer, à l'apparence souvent énigmatique, et dont bien des éléments échappent à la logique rationnelle. C'est qu'ici l'intention et l'agir ne coïncident pas toujours et même les options qui n'ont pas été mises en œuvre déploient leurs effets. D'où la proposition d'une méthode de recherche qualitative où la science n'accèderait pas à la connaissance par déduction ou en posant des hypothèses, mais où elle progresserait dans une démarche collective de co-production qui associerait chercheurs et spécialistes du terrain.

Christian Vogel préconise la conjugaison de deux éléments carrément antagoniques, à savoir l'intervention, le cas pratique, d'une part qui vise à produire des effets, et l'analyse scientifique de cas d'autre part, laquelle s'attache à tirer des connaissances. Si le travail individuel et l'analyse des cas se distinguent par leurs objectifs, nous dit Vogel, ils procèdent par étapes similaires. Dans l'un comme dans l'autre, le texte et le contexte, la ponctuation, respectivement les situations, ainsi que divers niveaux de revendications, ainsi que la participation d'interprètes à l'univers social qu'il s'agit de comprendre, sont autant d'éléments dont le rôle est primordial. La vision présentée par l'auteur permet de se fonder sur des réflexions théoriques et méthodologiques qui guident l'analyse des interactions pour approcher le travail pratique individuel. Selon Vogel, les méthodes propres au travail social pourraient ainsi trouver les fondements théoriques qui leur font encore défaut.

De leur côté, Fabian Kessl et Christian Reutlinger s'élèvent contre une transposition peu réfléchie au travail social de la notion et du discours sur «l'espace». Leur article se fonde sur la prise en compte des connaissances scientifiques de l'ordre social liées au contexte de la modernité; elles gagnent en importance sous l'effet des mutations actuelles qui invitent à une redéfinition de la représentation de l'espace. A partir du concept d'espace social développé par Pierre Bourdieu, analysant les distinctions et différenciations sociales, les auteurs montrent la nécessité d'un positionnement politique du travail social, considéré comme un acteur qui doit participer à l'agencement de cet espace. Ils préconisent ainsi une posture réflexive par rapport à l'espace social et plaident pour une notion proactive de travail sur et dans l'espace social qui

viendrait remplacer la notion d'orientation dans l'espace social communément admise.

La série des contributions à caractère théorique et argumentatif se termine sur une étude qualitative réalisée récemment par Brigitte Müller et Dorothee Schaffner. Les deux auteures se sont intéressées au «semestre de motivation» que plusieurs cantons alémaniques ont mis sur pied pour les jeunes afin de faciliter leur passage de l'école à la formation professionnelle ou au monde du travail. Elles replacent leur étude dans le contexte des changements sociaux en cours et de la transformation des filières scolaires et des trajectoires de formation. Il en ressort des données fort instructives tant pour la pratique que pour la théorie du travail social. Les résultats en effet seront d'une grande utilité pour répondre, sur un plan institutionnel, à la diversification des modes de passage de la scolarité obligatoire au monde de la formation ou du travail.

Les articles présentés ouvrent un espace de débat au sujet de positions et de connaissances nouvelles et participent de la formation du savoir. La présente revue ambitionne de faire des articles qu'elle publie un réel «espace communicationnel». Dans ce sens, nous vous invitons, chers lectrices et lecteurs, à prendre position sur les différentes contributions et à les enrichir de vos propres idées et opinions. Vos articles, avis ou réponses sont hautement bienvenus.

Vous trouverez en fin de cahier une présentation de l'ouvrage de Ursula Pixa-Kettner «Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder», ainsi qu'un mémento des séminaires et une liste des nouvelles publications.

Nous vous souhaitons une lecture passionnante et attentive.
Pour la rédaction
Gisela Hauss
(traduction: Liliane Morend et Monique Eckmann)

Korrigendum

In der letzten Ausgabe der Zeitschrift hat sich im Titel des Artikels von Silvia Staub-Bernasconi ein Fehler eingeschlichen. Der Titel lautet korrekt: **Theoriebildung in der Sozialen Arbeit. Stand und Zukunftsperspektiven einer handlungswissenschaftlichen Disziplin – ein Plädoyer für «integrierten Pluralismus».**

L'analyse de l'activité : une épistémologie et une méthodologie pour étudier les pratiques en travail social

Autor(en): **Jonckheere, Claude de**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit = Revue suisse de travail social**

Band (Jahr): **- (2007)**

Heft 2

PDF erstellt am: **02.07.2020**

Persistenter Link: http://doi.org/10.5169/seals-832512

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Claude de Jonckheere

L'analyse de l'activité: une épistémologie et une méthodologie pour étudier les pratiques en travail social

Introduction

L'analyse de l'activité est une épistémologie et une méthodologie développées dans les domaines de l'industrie, des services et des soins. Dans cet article, nous nous proposons de monter l'intérêt que cette approche présente dans le champ du travail social, alors qu'elle n'y est que très peu utilisée.

Premièrement, nous montrerons pour quelles raisons il est nécessaire d'étudier, non seulement le contexte dans lequel se créent les problématiques sociales et se développent l'intervention auprès des populations, mais également les pratiques concrètes, singulières et locales. Deuxièmement, nous donnerons quelques indications à propos des conceptions de l'agir et du sujets agissant qui, à notre sens, étayent principalement cette approche de l'intervention et de la recherche en travail social. Les références présentées seront essentiellement inspirées de la philosophie de l'action. Troisièmement, afin d'en donner une image la plus concrète possible, nous décrirons une procédure de recherche, appelée «autoconfrontation» développée en analyse de l'activité.

Le cadre de cet article ne permet pas de développer l'ensemble des références théoriques et des auteurs qui inspirent l'analyse de l'activité. Nous nous sommes bornées à citer que celles qui, à notre sens, sont les plus éclairantes, nous sont les plus familières et surtout énoncent une conception prenant en compte la dimension non rationnelle de l'agir. L'approche que nous présentons constitue un chantier ouvert et en plein développement.

Nécessité d'étudier les pratiques

Une pratique professionnelle, notamment dans le champ du travail social, est une réponse ou une tentative de solution apportée à un problème. Dans ce sens, une pratique de travail social est une réponse à un problème conçu

comme étant social. Dès lors, nous ne pouvons nous intéresser à une pratique sans «remonter» au problème dont elle constitue une solution ou une tentative de solution. Le problème lui-même est une construction sociale, souvent soumise aux rapports de forces politiques et qui prend parfois l'aspect d'une donnée brute ou d'une évidence, voire d'une description scientifique. On peut aussi penser que, comme le montre Foucault à propos du problème de la folie (1972), les problèmes sociaux sont construits de telle manière que des solutions pratiques préexistantes en soient les réponses. Il est donc difficile d'établir une antériorité ou une postériorité du problème par rapport à la pratique. Il n'en reste pas moins que, dans le champ d'activités qui nous occupe, problèmes sociaux et pratiques de travail social sont intimement liés et se font exister mutuellement. Dès lors, l'intelligibilité des pratiques n'est pas séparable de l'intelligibilité des problèmes.

A partir de ce préambule inspiré de Gabriel Tarde (1999) indiquant en substance que tout fait est un fait social et que toute action renvoie au monde social dans laquelle elle existe et a une signification, nous pouvons nous intéresser, à partir du concept d' «activité», aux pratiques du travail social parce que, en elles-mêmes, elles sont dignes d'intérêt et que, d'autre part, elles renvoient à la construction sociale des problèmes et des réponses. Cependant, s'intéresser aux pratiques du travail social requiert la «mise en visibilité» de ces pratiques. Le problème n'est pas simple à résoudre puisque, pour la plupart des travailleurs sociaux, comme pour nombre de professionnels de l'aide psychosociale et du soin, ce qu'ils font est difficile à décrire et les raisons pour lesquelles ils le font renvoient à leur subjectivité, c'est-à-dire leur affectivité, leur expérience, leurs valeurs ainsi qu'aux règles et contraintes souvent contradictoires qui déterminent leur agir dans des mesures difficiles à évaluer.

Il est difficile de comprendre ce que signifie l'indicibilité des pratiques de travail social ou leur caractère «insaisissable» (Coquoz/Knüsel, 2004). A notre sens, et les analyses du travail produites notamment dans l'industrie et les services le montrent, n'importe quel métier, n'importe quelle action, détiennent un caractère «énigmatique» et le travail social n'est pas plus obscur ou plus lumineux que d'autres métiers. Dès lors, il est possible de décrire l'activité des travailleurs sociaux en usant d'une approche qui prend en considération son caractère énigmatique, non comme appartenant en propre à ce champ, mais comme étant une caractéristique de l'action.

Dans ce texte, l'activité peut être comprise comme la gestion par le sujet des associations d'actions. Nous utilisons le terme «activité» car

il est plus large que celui de «travail» définissant une «activité soumise à obligation de résultat». L'entrée par l'activité permet de prendre en compte les productions tant langagières que corporelles ainsi que les divers choix et renoncements opérés par le sujet. L'activité constitue le lieu d'observation des logiques d'action, des tâches, des représentations de ou des acteurs impliqués. C'est aussi un lieu de la coordination des actions qui se base sur les outils symboliques et laisse des traces, souvent langagières. L'activité «réalisée» se distingue de l'activité prescrite ou représentée, elle constitue le cœur de l'action sociale et se définit par son accomplissement. Je parle d'action «réalisée» afin d'éviter l'ambiguïté du terme action «réelle». L'action est réalisée par rapport à l'action prescrite, mais l'action «réelle» n'est accessible que par une méthodologie dont je parlerai plus loin et qui «reconstruit» la «réalité» de l'action par la médiation d'images vidéo et des récits. L'activité est située dans la mesure où elle relève d'un contexte, d'une organisation qui la dépasse; elle est donc en partie préfabriquée, scénarisée, normée, mais se négocie toujours dans son accomplissement. La compréhension de l'activité découle de l'analyse des tensions entre le préfabriqué et le «bricolé».

L'analyse de l'activité des travailleurs sociaux dans l'exécution de leurs tâches ordinaires et extraordinaires répond à un véritable enjeu pratique. Pour les raisons indiquées précédemment, l'activité réelle des travailleurs sociaux est peu connue, elle est représentée plus que décrite. Pourtant, les enjeux sociaux actuels affectant les usagers comme la précarisation, les souffrances dues aux nouvelles formes d'organisation du travail, les phénomènes migratoires, les problèmes de santé physique psychiques et les nouvelles politiques sociales entraînant la diminution des prestations, des dérégulations de l'aide, la réorganisation des structures et des prestations en vue de leur optimisation, rendent urgent de travailler à la visibilité du travail social.

L' «efficacité» des pratiques professionnelles dans le travail social est particulièrement difficile à mettre en évidence et mérite d'être interrogée du point de vue scientifique et non seulement selon des outils issus des méthodes gestionnaires ou de méthodes quantitatives. Une approche qualitative comme l'analyse de l'activité nous semble devoir être privilégiée.

Des nouvelles catégories d'acteurs sociaux apparaissent et apparaîtront dans un proche avenir. Connaître leur activité contribue à connaître leur domaine d'action, leur insertion institutionnelle et les «mailles» laissées dans la prise en charge des usagers.

L'activité des professionnels de l'action sociale est de plus en plus liée à un réseau d'acteurs et donc interactive. La coordination de l'activité, à un niveau intra- ou interprofessionnel, mérite une attention particulière. La réflexion sur le «collectif» se fait ainsi de plus en plus urgente et nécessite de savoir, au-delà de discours, comment les individus collaborent et coopèrent réellement.

L'analyse de l'activité, produite à partir des Hautes écoles de travail social visant à former des praticiens réflexifs, permet de comprendre, au-delà d'un terme ayant une valeur idéologique ce que signifie réellement, dans le feu de l'action, réfléchir sa pratique. Les savoirs produits par l'analyse de l'activité émergent des pratiques elles-mêmes et non des disciplines dont il est dit qu'elles fournissent ses références au travail social. Ce sont des «savoirs d'action» au sens où Barbier (2001) les définit. Ces savoirs produits sur les lieux de pratiques, par des praticiens et avec des chercheurs enrichissent les pratiques elles-mêmes, permettent le développement professionnel des individus (Clot, 1999, 2001) et fournissent des connaissances enseignables aux étudiants en travail social.

L'analyse de l'activité en travail social telle que nous la pratiquons notamment à la Haute école de travail social de Genève tend à répondre à ces nécessités. Elle s'inspire largement de l'analyse du travail telle qu'elle s'est développée dans la tradition de l'ergonomie de langue française. L'approche prend comme objet d'analyse l' «activité située» et se donne pour moyen une méthode indirecte (Vygotski, 1994, Clot, 2001), l'autoconfrontation dont la particularité, comme je la décrirai plus bas, réside dans la participation active des agents impliqués dans l'activité analysée.

Je me permets de mentionner ici que cette approche qui a fait ses preuves dans de nombreux domaines et dans plusieurs pays et qui a inspiré nombre de recherches et de publications, notamment au CNAM (Conservatoire national des arts et métiers) à Paris, a des difficultés à trouver sa place en Suisse. Les instances de subventionnement de la recherche comme le programme d'encouragement à la recherche appliquée du Fonds national suisse de la recherche (DO-RE) semblent préférer des approches fondées sur une logique hypothético-déductive que sur une logique que l'on peut qualifier de constructiviste.

Une épistémologie

Le concept central de l'analyse de l'activité est celui d' «activité située». Il indique que l'activité se situe dans un environnement humain et non humain, ce qui implique que cet environnement exerce une influence

qui ne laisse pas l'activité indifférente ou, pour reprendre le terme de Spinoza, qu'il l'affecte. De ce fait, l'activité n'est pas le seul fait d'un agent doté d'une volonté autonome qui s'exprimerait dans ses actions, mais d'un agent «pris» dans un agencement de forces et de contraintes.

Suivant cette perspective, l'activité est considérée en tant qu'ensemble d'actions présentant entre elles une unité. Cette unité peut être donnée notamment par le cadre institutionnel et spatial contenant ces actions, la temporalité dans laquelle elles s'inscrivent, les fins qu'elles visent, la volonté de l'agent ou des agents, leur détermination sociale, la manière dont elles sont décrites. L'activité est comprise comme étant située dans un ensemble, c'est-à-dire un système de rapports de forces comprenant la relation que l'agent entretient avec l'objet de son activité. Les rapports de l'agent à ce qu'il fait sont médiatisés par les règles de l'entreprise ou de l'institution, par les procédures, par des valeurs, des théories qui constituent des ressources symboliques et techniques permettant à l'agent d'accomplir sa tâche et parfois l'en empêchant. La situation de l'activité est à la fois donnée par le contexte et par les règles, mais elle est également en constante évolution et celle-ci est due à l'action des agents et à la manière dont ils «jouent» avec les règles afin d'accomplir leur tâche et de vaincre les résistances s'opposant à cet accomplissement. Dès lors, il est impossible de prédire la manière dont les agents vont organiser et investir leur activité. Cette difficulté de prédiction qui tient à la «nature» même de l'activité impose à ceux qui veulent l'étudier une méthodologie particulière qui ne peut aucunement s'apparenter à une approche hypothético-déductive.

L'analyse de l'activité repose sur une conception de l'action et de l'agent qui se distancie de la conception classique de l'agir rationnel. Dans celle-ci, l'action doit repose sur les présupposés indiquant que le sujet est capable d'agir en fonction d'un but, qu'il maîtrise son corps, troisièmement qu'il est autonome relativement à ses semblables et à son environnement. (Joas, 1999, p. 157). De plus, agir en fonction d'un but implique que l'agent est capable d'envisager toutes les actions possibles visant le but prédéterminé, de prévoir les conséquences de chacune des actions possibles et de choisir l'action dont les conséquences sont les plus conformes au but déterminé. Dans l'agir, notamment dans le monde du travail et encore plus particulièrement lorsqu'il s'agit d'agir envers autrui, comme c'est le cas dans le travail social, le modèle de l'agir rationnel ne permet pas de décrire finement ce que font réellement les agents ou ne permet de décrire que de rares actions. En effet, les humains agissent peu souvent de manière rationnelle et la rationalité n'est souvent qu'une manière de décrire, après coup, leurs

actions. De plus, ce modèle ne permet pas de saisir la manière dont l'agent, pour ce qui nous occupe, le travailleur social, est inséré dans des champs de forces sociales et institutionnelles qui le poussent à agir parfois contre son gré ou sans qu'il sache précisément quels sont les déterminants de ses actes.

Dès lors, l'intelligibilité de l'action se gagne en refusant de la réduire à des buts, à la maîtrise du corps et à une volonté autonome à l'égard du monde social. Il est donc nécessaire d'insérer l'agir dans la situation dans laquelle il s'exprime et de décrire les manières dont cette situation affecte l'agir lui-même au point que la situation et l'agir ne peuvent être distingués. Dans cette perspective, le lien entre une action et la situation n'est pas seulement contingent, mais il est constitutif de l'agir lui-même. Cette orientation que l'on peut rattacher au holisme et que l'on retrouve aussi en ethnométhodologie vise à produire des descriptions dans lesquelles chaque action ou chaque séquence d'activité dit quelque chose d'elle-même en tant que partie d'un tout. Le concept d' «indexicalité» emprunté à l'ethnométhodologie (Garfinkel, 1967, Formel de/Quéré, 1999) indique que l'activité n'est intelligible que si on l'insère dans la situation de laquelle elle émerge. Dans les termes de Tarde (1999), l'analyse de l'activité permet de saisir les logiques sociales à l'œuvre dans les logiques locales des actions constituant l'activité et dans les logiques individuelles des agents.

L'hypothèse qui découle de la conception de l'agent et de l'agir et qui est empruntée au champ de l'analyse du travail et de l'ergonomie de tradition francophone énonce que l'action prescrite ne recouvre pas l'action réelle. L'action prescrite est celle qui est dictée par les règles institutionnelles, les codes de déontologie, les théories auxquelles les agents se réfèrent et la formation professionnelle. L'action réalisée est celle qui s'effectue en situation (action située), telle qu'un observateur, ou, à certaines conditions méthodologiques, l'agent lui-même, peuvent la décrire. Le décalage entre ce qui est prescrit et effectué est une composante essentielle de l'action. Il fait intervenir la créativité de l'agent dans les événements qui contiennent tous une part d'inattendu. Du point de vue de l'agent, la question n'est alors plus de savoir si l'on réussit ou échoue dans l'exécution de l'action prescrite, mais de savoir si l'on peut effectivement faire ce que la situation réelle exige de soi. Selon l'orientation adoptée, s'intéresser aux pratiques de travail social revient à s'intéresser aux prescriptions, aux activités et aux divers décalages existant entre elles. La distinction entre prescription et action importe d'autant plus dans le travail social que la compréhension des seules prescriptions ne rend pas compte des contraintes singulières pesant sur

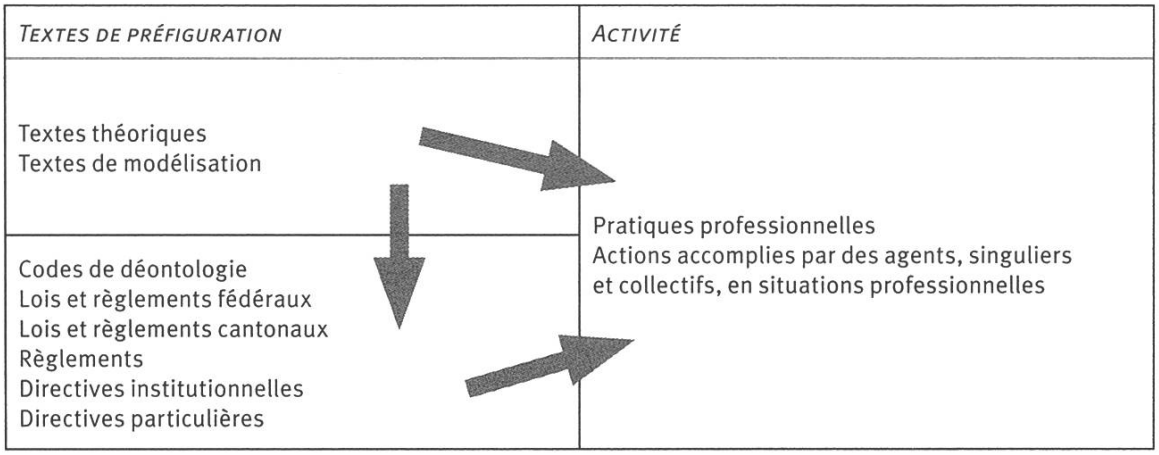
la situation elle-même ainsi que des phénomènes complexes d'influence qui affectent les acteurs en présence : travailleurs sociaux et clients.

Les prescriptions sont constituées par des textes, écrits ou oraux de divers types. Bronckart (2001) élargit la notion de prescription et distingue les « textes de préfiguration générale de l'agir » des « textes de préfiguration spécifiques » (p. 144). Les premiers sémiotisent « des styles culturels ou personnels dans l'agir » (p. 144) et sont plus larges que les deuxièmes définissant les caractéristiques d'une tâche particulière. Ces derniers « sont produits pour orienter l'agir dans un cadre social déterminé, et qui, visant la conformité et l'efficacité, présentent en conséquence un caractère prescriptif » (p. 144). Pour ce qui nous occupe, les textes de préfiguration orientent l'activité, ou les pratiques, dans le champ du travail social en général et prescrivent des actes particuliers. Pour simplifier, nous distinguons deux grands genres de textes revêtant des caractères prescriptifs.

Premièrement, des textes théoriques qui permettent de construire des problèmes, mais qui aussi indiquent des catégories ou classes d'actions à accomplir dans tels types de problèmes. Nous sommes au niveau de la modélisation de l'action sociale laquelle se fait plus ou moins en référence à des théories identifiables. Deuxièmement, des textes procéduraux émanant des administrations et des institutions visant à orienter les tâches ou à les définir précisément afin qu'elles soient accomplies. Ces textes peuvent définir l'orientation d'une pratique et plus précisément les objectifs des tâches, les attribuer à une catégorie d'agents, indiquer les moyens, les échéances, les conditions dans lesquelles ces tâches doivent être accomplies. Ils préfigurent donc les actions à accomplir et la responsabilité de l'agent. Les textes procéduraux revêtent, au niveau le plus général, la forme des lois, des codes ou des règlements et, au niveau plus particulier, ils se présentent comme des règles institutionnelles, des directives définissant avec précision une tâche particulière.

Particulièrement dans le domaine du travail social, des « préconstruits » sociaux, notamment des valeurs, des habitudes, des préceptes moraux, déterminent les actions et les sanctionnent positivement ou négativement. Dans le schéma suivant, nous représentons les divers textes de préfiguration ayant un caractère prescriptif et leurs rapports avec l'activité.

Dans une conception rationnelle de l'agir, le fait que des agents ne fassent pas totalement ce qui leur est demandé ou ce qu'ils veulent eux-mêmes faire est compris comme un signe d'échec ou d'impuissance. Dans l'épistémologie propre à l'analyse de l'activité, le décalage entre la prescrip-



tion et l'action est, au contraire, compris comme le signe de la « créativité » (Joas, 1999) des agents, de leur intelligence pratique ou de leur capacité à ruser avec un réel qui résiste. Vivre son rapport au travail, c'est faire quotidiennement l'expérience d'une absence de cohérence, des juxtapositions voire de contradictions entre les différents concepteurs du travail. Dès lors comment se débrouille le sujet, comment tient-il son poste de travail, comment joue-t-il entre ces différentes prescriptions? C'est bien l'homme au travail qui engage au sein de sa pratique des compromis dont il ne peut faire l'économie s'il veut que sa tâche soit réalisée. C'est dans cet écart entre ce qui a été prévu de faire et ce qui sera réellement produit que se construit l'intelligence au travail, source de développement. Lorsque cet espace ne permet plus la créativité de l'agir, alors la souffrance au travail envahit le sujet. S'intéresser à l'activité c'est aussi s'inquiéter des situations délétères engendrées par des conditions particulièrement difficiles niant la subjectivité investie dans les pratiques professionnelles. Tout sujet en activité produit de l'intelligence par le fait même qu'il se doit de répondre à un réel qui résiste. Il ne s'agit plus de dire mais de faire, quelles que soient les problématiques que l'on rencontre. L'intelligence en activité, c'est l'intelligence de ce qui n'a pas été maîtrisé. Il ne suffit pas d'appliquer stricto sensu les consignes préétablies, il s'agit au contraire d'interpréter, d'improviser, de ruser voir de tricher.

Dans les métiers de l'humain, du travail social en particulier, chaque situation est une rencontre avec d'autres humains dont il n'est nullement possible de préétablir le produit de cette rencontre. Paradoxalement si l'efficacité est reconnue au sein de l'organisation, les cadres ou concepteurs pourront raisonnablement penser que l'organisation et les prescriptions sont adéquates par rapport à l'efficacité mesurée. Or, contrairement à ce qui est pensé communément, c'est la mobilisation au travail, l'enga-

gement des sujets, qui permet de remédier aux différents manques de l'organisation. Cette mobilisation masque par sa propre activité les failles du système. Ainsi l'importance de la réalisation des tâches produites sera minimisée en rapport de l'efficience des textes prédéfinissant le travail à accomplir.

Dans les métiers de l'humain où l'on sait que chaque situation est unique puisqu'il s'agit d'interactions entre humains, le champ de la prescription est particulièrement délicat. Devant ce que l'on pourrait nommer prescriptions floues ou suffisamment évasives pour englober un nombre maximum de situations diversifiées envisageables, l'homme déploie une inventivité particulièrement efficace afin de se préserver de devoir justifier toute activité contraire ou en marge de ce qui avait été envisagé par les textes pré construits. Même au-delà de la justification, comment pourrait-on expliquer objectivement ce qui s'est passé dans une relation d'aide, alors que ce qui a été mobilisé trouve source dans un monde intraduisible relevant plus d'intuitions que de savoirs objectivables.

Une méthodologie

La distinction entre action prescrite et action réalisée implique une approche méthodologique particulière. Les prescriptions sont accessibles par l'analyse des textes et des discours prescriptifs et préfiguratifs et on peut remonter de l'analyse de l'activité et des actions réalisées aux prescriptions ou préfigurations ou descendre de ces dernières aux actions.

Les actions réalisées que l'on peut tenir pour «réelles» sont accessibles par l'observation et par l'auto-évaluation produite par les agents. L'une et l'autre permettent de décrire ce qui relève du «style» propre de l'agent, c'est-à-dire la manière dont il use de lui-même dans un champ de prescriptions. Mais il importe d'ajouter au style renvoyant à l'individu, ce que Clot et Faïta (2000) appellent le «genre» et qui renvoie au collectif. Le genre est: «Une sorte de préfabriqué, stock de 'mises en actes', de 'mises en mots', mais aussi de conceptualisations pragmatiques, prêts à servir» (p. 13). Le genre peut être compris comme une sorte d'habitus propre à un collectif qui fait que, par exemple, dans une institution, les praticiens pensent et agissent selon des manières qui feraient dire à un observateur externe qu'elles présentent des traits communs ou des airs de famille. Ces agirs que l'on peut comprendre comme relevant du collectif en raison des ressemblances ou des airs de familles qu'ils entretiennent entre eux sont, pour Clot et Faïta, décisifs pour la mobilisation psychologique au travail. «Ils marquent l'appartenance à un groupe et orientent l'action en lui

offrant, en dehors d'elle, une forme sociale qui la représente, la précède, la préfigure, et, du coup, la signifie. Ils désignent des faisabilités tramées dans les façons de voir et d'agir sur le monde considérées comme justes dans le groupe des pairs à un moment donné» (p. 14). Dès lors, il est essentiel de pouvoir distinguer les styles des agents des genres qu'ils mettent en œuvre. Ces derniers renvoient aux manières de faire propres à une institution ou à un groupe professionnel.

A côté d'autres approches inspirées par l'ethnométhodologie ou de l'instruction au sosie, la méthodologie privilégiée en analyse de l'activité est l'autoconfrontation. Les auteurs distinguent l'autoconfrontation simple, croisée ou de groupe. Il n'est pas dans mon propos de décrire ces méthodologies, mais plutôt d'en tracer la ligne générale et particulièrement la posture et le rôle des chercheurs qui en découlent.

L'autoconfrontation présente aussi l'avantage de donner accès à l'activité non réalisée qui, pour Clot (1999) fait aussi partie du « réel » de l'activité. Ce que fait un professionnel pour réaliser une tâche n'épuise pas toutes les potentialités de son activité telle qu'il la réalise. Ce qu'il fait n'est qu'une possibilité parmi bien d'autres qui ont été écartées. « L'homme est plein à chaque minute de possibilités non réalisées » Vygotski (1994). Tous ces possibles de l'activité, à l'état de virtualités, viennent affecter à un moment ou à un autre l'activité présente. « Là encore, le réel de l'activité c'est aussi ce qui ne se fait pas, ce qu'on ne peut pas faire, ce qu'on cherche à faire sans y parvenir – les échecs –, ce qu'on aurait voulu ou pu faire, ce qu'on pense ou qu'on rêve pouvoir faire ailleurs. Il faut y ajouter – paradoxe fréquent – ce qu'on fait pour ne pas faire ce qu'il y a à faire ou encore ce qu'on fait sans vouloir le faire » (Clot, 1999). En ignorant l'influence de ces possibles on se prive d'éléments importants de compréhension. La méthode de l'autoconfrontation permet de mettre en lumière et en discussion ces empêchements qui, parfois, renvoient à autant de conflits internes à la personne ou interne au collectif de travail.

La méthode d'autoconfrontation a recours à l'image vidéo comme support principal des observations. Elle permet aux travailleurs sociaux et aux chercheurs de produire, par petits groupes, une co-analyse de séquences d'activités enregistrées en vidéo. Elle suit un protocole rigoureux que je ne décrirai ici que dans ses grandes lignes.

Phase 1 : Constitutions des groupes

Cette phase réclame des chercheurs de bien comprendre les pratiques auxquelles ils ont affaire. Ils sont aidés pour cela par des informateurs qui sont les praticiens acceptant d'être filmé et d'analyser leur activité.

Phase 2 : Enregistrements vidéo

Des activités dont le choix est fait par les praticiens et les chercheurs sont filmées. La qualité de l'image comme celle du son importe dans le sens ou elle facilitera la phase suivante.

Phase 3 : Autoconfrontation

Les séquences filmées ou des extraits seront présentées aux acteurs impliqués dans ces séquences. Dans le cas de l'autoconfrontation simple les séquences sont présentées à la personne impliquée dans l'activité. Dans le cas de l'autoconfrontation croisée, elles sont présentées à la personne impliquée et à une autre personne non impliquée dans la séquence en question, mais qui connaît l'activité. Lorsque l'on use de l'autoconfrontation collective, les séquences sont présentées au collectif de travail qui peut être constitué des membres d'une institution, d'une équipe ou d'un groupe. Ces personnes sont invitées par le chercheur à produire des commentaires sur les séquences qu'elles visionnent. Ces commentaires peuvent être de plusieurs types : description de ce qu'ils voient, explicitation des raisons d'agir des intervenants, compréhension de ce qui, dans l'action, est énigmatique. Dans cette phase, le rôle des chercheurs est de susciter des commentaires, notamment en attirant l'attention des acteurs vers tel ou tel événement et en permettant aux commentateurs de rester centrés sur la séquence vidéo. Cette phase est également filmée ou éventuellement enregistrée et retranscrite.

Phase 4 : Analyse par les chercheurs

Les chercheurs disposent donc d'un matériau verbal produit par les praticiens à propos de séquences vidéo. L'analyse de ce matériel se fera dans une perspective ethnométhodologique, c'est-à-dire en situant les propos tenus par les divers acteurs dans la situation d'aide et dans le cadre de l'institution et des prescriptions qu'elle énonce. Il s'agit donc de comprendre les « raisons d'agir » de ces personnes et en quoi ces raisons d'agir sont « construites » par l'environnement dans lequel ils vivent ou sont en rupture avec lui. Il s'agit aussi de saisir la créativité, l'intelligence pratique, la ruse qu'elles mobilisent pour réaliser leur tâche. Il importe également de comprendre le

«réel» de l'activité non réalisé et empêché, les raisons de cette non réalisation et la souffrance que cela peut produire. Tant la réalisation de l'activité que sa non réalisation renvoient aux conditions institutionnelles et sociales dans lesquelles l'activité se déploie et également aux conditions d'existence des bénéficiaires de l'action sociale qui suscitent l'activité des travailleurs sociaux.

Conclusions

Un problème posé par l'analyse des pratiques de travail social consiste à pouvoir définir ce qui les caractérise afin de les délimiter de telle manière qu'elles puissent devenir un objet d'observation ou de recherche. Nous pouvons succinctement définir le champ de pratiques du travail social en tant que champ de transformation du «réel» c'est-à-dire de transformation des conditions d'existence des individus considérés isolément ou comme appartenant à des collectifs et de leurs capacités afin d'en améliorer la vie sur les plans économiques, sociaux, affectifs, cognitifs et culturels. Il est nécessaire de prendre en considération le fait que ces pratiques sont destinées à des humains et que, dès lors, pratiques et destinataires entretiennent des rapports interactifs. Les pratiques de travail social visent des modifications des conduites et des conditions de vie d'humains et, ces derniers, en tant qu'acteurs, modifient les pratiques qui leur sont destinées. L'observation de pratiques de travail social doit donc prendre en compte l'interaction entre les deux types d'acteurs que sont les professionnels et les bénéficiaires de l'action sociale que ces derniers soient considérés en tant qu'individus ou en tant que collectifs ou population.

L'analyse des pratiques, son épistémologie, sa méthodologie, prennent en compte les bénéficiaires de l'action sociale, non en tant que simples destinataires d'une action préconstruite, mais en tant que coproducteurs d'une activité qui selon l'expression de Whitehead (1995), est une «aventure collective» qui unit le travailleur social, le bénéficiaire, l'institution s'exprimant par ses prescriptions, le monde social s'expriment pas ses lois, ses normes et ses valeurs.

Que nous le voulions ou non, l'observation du travail social a affaire à la traditionnelle séparation entre théorie et pratique. L'observation serait alors du côté de la théorie et distincte de la pratique. Le problème réside dans ce que, tant l'analyse des pratiques, que la production de connaissance qu'elle engendre sont elles-mêmes des pratiques. En tant que telles, ces dernières ne sont pas analysées et, de ce fait, restent encore plus étrangères que celles sur lesquelles l'analyse porte. Comme le dit en

substance Bourdieu (1997), un apprentissage sur les autres et leur pratique ne peut se passer d'un apprentissage sur soi et sa propre pratique sans lequel on ne parvient pas à être « attentif » et « accueillant » à la pratique telle qu'elle se pratique (1997, p. 70). Sans ce regard, l'observateur, pris dans une logique sociale privilégiant la rationalité « scolastique », risque de rejeter ou de comprendre comme de simples ratés « des actes ambigus, des objets polysémiques, sous-déterminés ou indéterminés, des coups doubles autorisés par la relative indétermination des actes et des symboles, sans parler des contradictions partielles et des flous nés de l'abstraction incertaine qui anime tout le jeu, lui donnant sa cohérence pratique, c'est-à-dire aussi sa souplesse, son ouverture, bref tout ce par quoi il est « pratique », donc prédisposé à répondre au moindre coût (notamment en recherche logique) aux urgences de l'existence et de la pratique » (Bourdieu, 1997, p. 70). L'analyse de la pratique de recherche préconisée par Bourdieu nous prémunit contre la tentation d'interpréter les pratiques d'autrui en regard d'une conception rationnelle et abstraite de l'agir ne correspondant en rien à ce que font effectivement les acteurs en situation. Dès lors, la division entre théorie et pratique ne peut qu'apparaître comme relevant, non d'une division des pratiques effectives, mais d'une « matrice sociale » (Descombes, 1996 ; Hacking, 2001) ou d'un « ordre social » (Bourdieu, 1997) instituant une « territorialisation » des activités. Elle fonctionne comme une véritable « contrainte à penser » renvoyant d'un côté à la pureté de la théorie, au jugement éclairé, et, de l'autre côté, à l'incertitude et à l'obscurité des pratiques. A cette territorialisation correspond une division institutionnelle ou une séparation du travail entre les lieux de recherche et de formation et les lieux d'exercice d'une profession.

Telle qu'elle est définie dans ce texte, l'analyse de l'activité permet de déterritorialiser les territoires traditionnels de la théorie et de la pratique. Elle se veut productrice de savoirs d'action et cette production est une coproduction des praticiens de l'action sociale et des praticiens de la recherche.

Ouvrages de référence

Barbier, J.-M.: La constitution de champs de pratiques en champs de recherches. In: Baudouin/Friedrich (Eds): *Théories de l'action en éducation*. Bruxelles 2001.

Bourdieu, P.: *Le sens pratique*. Paris 1980.

Bourdieu, P.: *Méditations pascaliennes*. Paris 1997.

Bronckart, J.-P.: S'entendre pour agir et agir pour s'entendre. In: Baudouin/Friedrich (Eds): *Théories de l'action en éducation*. Bruxelles 2001.

Clot, Y./Faïta, D.: Genres et styles en analyse du travail, Concepts et méthodes. In: *Travailler. Revue internationale de psychopathologie et de psychodynamique du travail*. 2000, No 4.

Clot, Y.: *Le travail sans l'homme*. Paris 1998.

Clot, Y.: *La fonction psychologique du travail*. Paris 1999.

Clot, Y.: Clinique de l'activité et pouvoir d'agir. *Education permanente*. 2001, No. 146.

Coquoz, J./Knüsel, R.: *L'insaisissable pratique. Travail éducatif auprès de personnes souffrant de handicap*. Lausanne 2004.

Deleuze, G./Guattari, F.: *Milles plateaux*. Paris 1980.

Descombes, V.: *Les institutions du sens*. Paris 1996.

Elster, J.: *Le laboureur et ses enfants*. Paris 1986.

Foucault, M.: *L'archéologie du savoir*. Paris 1969.

Foucault, M.: *Histoire de la folie à l'âge classique*. Paris 1972.

Friedrich, J.: Quelques réflexions sur le caractère énigmatique de l'action. In: Baudouin/Friedrich (Eds): *Théories de l'action en éducation*. Bruxelles 2001.

Hacking, I.: *Entre science et réalité. La construction sociale de quoi?* Paris 2001.

Joas, H.: *La créativité de l'agir*. Paris 1999.

Jonckheere de, C.: Une grammaire de l'action. In: Baudouin/Friedrich (Eds): *Théories de l'action en éducation*. Bruxelles 2001.

Jonckheere de, C.: *Agir envers autrui. Modèles d'action dans les professions de l'aide psychosociale*. Lonay et Paris 2001.

Schwartz, Y.: Théories de l'action ou Rencontre de l'activité. In: Baudouin/Friedrich (Eds): *Théories de l'action en éducation*. Bruxelles 2001.

Tarde, G.: *La logique sociale*. Paris 1999.

Vygotski, L.S.: La conscience comme problème de la psychologie du comportement. In: *Société française*. 1994, No.50, pp. 35–49

Vygotski, L.S.: *Pensée et langage*. Paris 1997.

Whitehead, A.N.: *Procès et réalité*. Paris 1995.

Die Analyse von Interaktion und Kommunikation in der Forschungs- und Berufspraxis der Sozialen Arbeit

Autor(en): **Vogel, Christian**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit = Revue suisse de travail social**

Band (Jahr): **- (2007)**

Heft 2

PDF erstellt am: **02.07.2020**

Persistenter Link: http://doi.org/10.5169/seals-832513

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Christian Vogel

Die Analyse von Interaktion und Kommunikation in der Forschungs- und Berufspraxis der Sozialen Arbeit[1]

Den Ausgangspunkt für die folgenden Überlegungen bildet eine Selbstverständlichkeit: Soziale Arbeit beinhaltet Handeln und dieses Handeln ist auf Handlungen anderer ausgerichtet. Wir können deshalb Soziale Arbeit als Inter-Aktion, als Handeln zwischen mehreren Beteiligten, als soziales Handeln untersuchen. Dieser Ausgangspunkt und, damit verbunden, die Perspektive des involvierten Akteurs zählen zu den Grundtatsachen jener Forschungsprogramme, die soziale Tatsachen von ihrem Sinn her und damit von der kulturellen Seite her aufzuschlüsseln versuchen. Handlungstheoretische Zugänge haben den Vorteil, dass sie einen empirischen Zugang zu den Alltagswelten und zu den subjektiven Sichtweisen der Beteiligten eröffnen. Dies ist denn auch ein wichtiger Grund, der sie für die Soziale Arbeit attraktiv erscheinen lässt (vgl. von Wensierski/Jakob 1997).

Anhand von zwei theoretischen Implikationen dieser Diskussion lässt sich die hier verfolgte Intention verdeutlichen. Die erste Implikation ergibt sich aus der mittlerweile gängigen Problemstellung, inwiefern sozialwissenschaftliche Forschungsmethoden in der praktischen Sozialen Arbeit angewendet bzw. genutzt werden können. Die Fokussierung auf Forschungsmethoden auf der wissenschaftlichen Seite und auf die Anwendungsproblematik in der Sozialen Arbeit lässt die wissenschaftliche Forschungspraxis ebenso wie die Bedeutung von Theorie in der Sozialen Arbeit ausser Acht. Demgegenüber wird hier vorgeschlagen, das Anwendungsproblem (bzw. die «Praxis») selber zunächst als ein Problem der Wissenschaft zu behandeln, so dass gar nicht erst die Rede sein kann von einer Übernahme sozialwissenschaftlicher Forschungsmethoden durch die Soziale Arbeit, sondern von der Bearbeitung eines sozialwissenschaftlichen Forschungsproblems. Die praktischen Probleme der Sozialen Arbeit gilt es dann – mutatis mutandis – wie die forschungspraktischen Probleme zu analysieren und zu handhaben. Die eigene Involviertheit in den For-

schungsgegenstand bzw. die Selbstreflexion im Interesse der Erkenntnisgewinnung ist damit zunächst als ein Problem *innerhalb* der Wissenschaft zu betrachten. Entsprechend gilt es, auf jene Konzepte zurückzugreifen, die zu dieser Problemstellung entwickelt worden sind. Diese sind bisher sowohl in der Diskussion um Forschungsmethoden wie auch in der Sozialen Arbeit eigentümlich randständig geblieben:[2] Zu nennen wären in diesem Zusammenhang AutorInnen wie bspw. Georges Devereux, Mario Erdheim, Paul Parin und Maya Nadig, welche als zentrale Referenzen dienen bei dem von Erich Otto Graf entwickelten Modell der Kontextinterpunktionen, auf das weiter unten noch zurückzukommen sein wird.

Eine zweite theoretische Implikation betrifft die Soziale Arbeit selber: Mit der Fokussierung auf das Handeln ist nahegelegt, Soziale Arbeit *ausschliesslich* als Handeln bzw. als Interaktion zu betrachten. Soziale Arbeit wird dann als ein bestimmter Typus von Handeln verstanden, wie dies etwa von Mäder und Nadai in der Tradition des symbolischen Interaktionismus gemacht worden ist: Soziale Arbeit wird dort als das situative Hervorbringen einer sozialen Ordnung verstanden, welches «vor dem Hintergrund eines vorgegebenen Kontextes» geschieht (Mäder/Nadai 2004, S. 13).[3] Die Tatsache, dass jedes Handeln eine Struktur voraussetzt, die es erst erlaubt, einem Verhalten Sinn zu unterstellen, markiert eine Grenze handlungstheoretischer Konzeptionen. Ein Verzicht auf den Anschluss an eine Analyse der Struktur führt dazu, dass die strukturellen Bedingungen unter der Hand zu Prämissen nicht nur des untersuchten Handelns, sondern auch des Gegenstandes überhaupt werden.[4] Eine derartige Beschränkung der Sozialen Arbeit soll im Folgenden vermieden werden, ohne jedoch auf den Vorteil zu verzichten, den die Beobachtbarkeit von Interaktionen bietet: Interaktionen stehen uns gewissermassen «zur Verfügung». Und diese Verfügbarkeit bedeutet, dass wir Daten haben, also im wörtlichen Sinn *Gegebenes*, über das wir sprechen und nachdenken können, das wir analysieren können, das aber bei all dem unverrückbares und in diesem Sinn hartes Datum bleibt. Wir schaffen uns dadurch gleichsam einen Nullpunkt, von dem wir ausgehen können und zu dem wir jederzeit zurückkehren können, ohne dass dieser zur theoretischen Prämisse gemacht wird. In der Forschung kommt diesem Punkt die Bedeutung einer unhintergehbaren Referenz, eines «archimedischen Punktes» zu. Die These, die im Folgenden entwickelt werden soll, ist die, dass derselbe archimedische Punkt auch für die Fallanalyse und die Fallarbeit in der Berufspraxis der Sozialen Arbeit in Anspruch genommen werden kann.

Die zentrale Voraussetzung dafür ist die Auflösung der Identifikation zwischen dem beobachteten Gegenstand und dem Gegenstand auf den sich unser Interesse richtet. Alfred Lorenzer hat dafür die Unterscheidung zwischen dem Erkenntnis- und dem Untersuchungsgegenstand eingeführt (Lorenzer 1986). In unserem Zusammenhang bedeutet das: Wir *interessieren* uns für die Soziale Arbeit als Aspekt moderner Gesellschaften, aber wir *untersuchen* ihre Interaktionen. Unser Untersuchungsgegenstand besteht somit aus Interaktionen, von denen wir annehmen, dass sie sich dafür eignen, etwas über die Soziale Arbeit zu erfahren: Die alltäglichen Tätigkeiten wie Beraten, Helfen, Unterstützen, Kontrollieren, Verhandeln, Administrieren, Dokumentieren usw. Mit anderen Worten: Es geht um die Frage, was denn eigentlich geschieht bzw. nicht geschieht, wenn Soziale Arbeit geleistet wird. Diese Frage lässt sich als eine wissenschaftliche oder als eine Frage des beruflichen Alltags bearbeiten. Zwischen den *Verfahren*, die sich für die Beantwortung der Frage eignen, besteht deshalb kein prinzipieller Unterschied. In die Analyse einzubeziehen sind jedoch die Unterschiede in den Zielen, welche durch die verschiedenen Organisationen, Institutionen und Berufsrollen in der Wissenschaft einerseits und in der Sozialen Arbeit andererseits gegeben sind.[5]

Im Folgenden werden in einem ersten Schritt die zentralen theoretischen und methodologischen Elemente eines Analyseverfahren dargestellt, welches im Rahmen einer Untersuchung von Schulsozialarbeit[6] entstanden ist (Vogel 2006). Davon ausgehend wird in einem zweiten Schritt eine Adaption des Verfahrens auf die Bearbeitung berufspraktischer Problem- und Aufgabenstellungen skizziert.

Die Analyse von Interaktion und Kommunikation

Um die Beschränkungen des Interaktionismus zu vermeiden, muss die beobachtete Interaktionssituation als Teil einer sozialen Figuration[7] analysiert werden. Die empirisch zu beobachtenden Individuen, die miteinander sprechen, beraten bzw. sich beraten lassen usw. tun dies immer im Kontext der sozialen Interdependenzen, an denen sie teilhaben. Wenn es um die Analyse von Interaktionen geht, so muss mehr als nur die aktuelle Beziehung zwischen den Akteuren in der beobachteten Interaktion in den theoretischen Referenzrahmen mit einbezogen werden. In den Interaktionen spielen sowohl historisch vergangene Beziehungen eine Rolle wie auch aktuelle Beziehungen in anderen sozialen Kontexten als dem beobachteten. Damit sind zwei Dimensionen genannt, die analytisch unterschieden werden können: Die biographische Dimension, auf der sich die lebensge-

schichtlichen Voraussetzungen der Beteiligten (in der Form einer psychischen Struktur) abtragen lassen und die strukturelle Dimension, welche für die gegenwärtigen sozialen Verhältnisse steht, an denen die Ineragierenden (einschliesslich des Interaktionsverhältnisses selber) Teil haben. Diese Sichtweise führt sogleich vor Augen, wie hoch die Komplexität bereits einfachster Interaktionssituationen ist. Sowohl in der Forschung wie auch in der beruflichen Tätigkeit stellt sich das Problem, dass eine erschöpfende Analyse in den beiden Dimensionen schon aufgrund der Quantität der zu berücksichtigenden Relationen nicht durchführbar ist. Die Unterschiede zwischen dem Forscher und dem Sozialarbeiter sind in dieser Hinsicht allenfalls gradueller Art.

Wenn also Relationen aus dem durch diese beiden Dimensionen aufgespannten Universum thematisiert werden sollen, muss eine Auswahl getroffen werden, die in ihrem Effekt selber als eine gesellschaftliche zu begreifen ist. Damit stellt sich die Frage nach der Einsicht in die sozialen Verhältnisse einer Gesellschaft, wenn die Selektivität der Thematisierung einzelner Aspekte methodisch gesteuert werden soll. Der Grundmechanismus ist aus der Teilnehmerperspektive wohlbekannt: Als Beteiligte an der Interaktion *interpretieren* wir das Geschehen. Der Interaktionismus hat eindrücklich gezeigt, wie die sozialen Situationen Produkte von Interpretationsvorgängen sind. Jede Interpretation unterliegt somit dem hermeneutischen Grundmuster, nach dem ein bestimmtes Vorverständnis als *Kontext* dazu dient, den Gegenstand bzw. den *Text* zu verstehen.

Das hermeneutische Modell des Verstehens und Interpretierens hat sich in den Sozialwissenschaften jedoch als unzureichend erwiesen (vgl. Habermas 1981a, S. 152 ff.). Der Grund dafür ist im Wesentlichen der, dass eine völlig aussen stehende Position des Interpreten grundsätzlich ausgeschlossen ist: Der Interpret ist immer auch Teil der sozialen Welt, die er zu verstehen sucht. Dies hat der in der Sozialen Arbeit Tätige mit den wissenschaftlich Forschenden gemein.

Ein Versuch, dieses Problem produktiv für die Forschung nutzbar zu machen, besteht in der Radikalisierung des hermeneutischen Modells und stammt aus der sozialpädagogischen Forschung (Graf 1990). Was der zu interpretierende «Text» ist und was dafür als «Kontext» in Anspruch genommen werden kann, wird selber zur Disposition gestellt, so dass das, was in einem Fall als Kontext dient, um einen Sachverhalt zu deuten, im anderen Fall selber Gegenstand der Interpretation werden kann und umgekehrt. Der analytische Vorgang, bei dem zwei Kontexte unterschieden werden, die wechselseitig als Interpretationsfolien füreinander dienen kön-

nen, lässt sich als eine *Interpunktion* (Bateson) zwischen zwei Kontexten begreifen. Auf diese Weise entsteht das Modell einer doppelseitigen Hermeneutik, welches es erlaubt, die beiden Interpretationen analytisch aufeinander zu beziehen, und sie als Ausdruck einer sozialen Figuration zu begreifen.[8]

Der Untersuchungsgegenstand bildet den Fixpunkt, der als das Ergebnis der Interaktion zweier Kontexte zu verstehen ist. Er nimmt in jedem der beiden Kontexte eine eigene Bedeutung an. Dies gilt grundsätzlich für jede Materialsammlung in einem Forschungsprojekt: Sie kann ebenso gut als ein Ausdruck des Forschungsgegenstandes wie auch als ein Ausdruck der Forschung interpretiert werden. Dasselbe gilt aber auch für die Informationen, welche in der sozialarbeiterischen Berufspraxis zur Verfügung stehen: Sie können daraufhin untersucht werden, was sie über den Kontext aussagen, auf den die Soziale Arbeit zielt, aber sie müssen genauso «in der Gegenrichtung» analysiert werden, im Interesse einer Analyse der Berufspraxis selber.

Das Modell der Interpunktion zwischen sozialen Kontexten bedeutet für das Analyseverfahren dreierlei:

1. Die Analyse muss prinzipiell doppelseitig erfolgen: Jede Interpretation in eine Richtung hat eine Entsprechung in der anderen.
2. Es müssen systematisch verschiedene Arten von Kontextinterpunktionen erzeugt werden können, um den Ort der Interpunktion zu variieren.
3. Beide Kontexte sind sozialer Art. Sie haben je eigene soziale Strukturen, zwischen denen Strukturanalogien bestehen können und die im Kontext der gesamten gesellschaftlichen Figuration stehen. An dieser Stelle schliesst die Interaktions- und Kommunikationsanalyse an die Strukturanalyse an.[9]

Geltungsansprüche als Typisierung von Kontextinterpunktionen

Das Problem der Auswahl stellt sich für die Analyse zunächst in der Form, dass ein Punkt bestimmt werden muss, von dem sie ausgehen kann. Ausgangspunkt für die Analyse bilden «Emergenten». Emergenten sind Störungen in der Interaktion: Auffälligkeiten, Irritationen, Auslassungen usw., kurz: Anzeichen eines Verständigungsproblems im weitesten Sinn.[10] Auf einer allgemeinen Ebene lässt sich das Verständigungsproblem mit Hilfe der Theorie der Geltungsansprüche fassen (vgl. Habermas 1981a, 1981b). Sie besagt, dass in jedem kommunikativen Akt analytisch zwischen dem Anspruch der Feststellung von objektiven Sachverhalten (theoretischer

Geltungsanspruch), des Rückgriffs auf geltende soziale Normen (praktischer Geltungsanspruch) und des wahrhaftigen subjektiven Ausdrucks innerpsychischer Gehalte (expressiver Geltungsanspruch) unterschieden werden kann.[11] Unverzerrte Kommunikation bedeutet, dass alle Geltungsansprüche zwanglos problematisiert und geklärt werden können. Jede Einschränkung davon bedeutet eine Verzerrung in der Kommunikation und beinhaltet einen Hinweis auf Machtdifferenzen bzw. Abhängigkeiten. Die Klärung von problematisierten theoretischen und praktischen Geltungsansprüchen erfolgt im Rahmen von entsprechenden Diskursen. Im Gegensatz zu den beiden diskursiv zu bearbeitenden Geltungsansprüchen kann derjenige der Wahrhaftigkeit nur über *Bewährung* gesichert werden: Hier ist kein Diskurs möglich, der Anspruch, dass innerpsychische Gehalte gültig, d.h., ohne Täuschung und Selbsttäuschung (psychoanalytisch gesprochen: nicht neurotisch) ausgedrückt werden, muss die betreffende Beziehung dauern. Oder, pädagogisch formuliert: Es muss eine gemeinsame Zeit verbracht werden, um Vertrauen aufzubauen.

Mit Hilfe der Theorie der Geltungsansprüche lassen sich theoretische, praktische und expressive Kontextinterpunktionen unterscheiden. Diese lassen sich untereinander in spezifischer Weise aufeinander beziehen, denn eine bestimmte theoretische Interpunktion legt eine bestimmte praktische Interpunktion nahe, die wiederum entsprechende expressive Implikationen hat. Oder anders formuliert: Eine Einigung über die Frage, was ist, kann nicht unabhängig von der Frage gelingen, ob dem anderen zu trauen[12] ist, und die Frage, was zu tun ist, setzt voraus, dass geklärt ist, was der Fall ist. Umgekehrt beinhaltet jeder Vorschlag etwas zu tun die Annahme bestimmter Sachverhalte und ist begleitet von (bewussten oder unbewussten) Wünschen, Gefühlen und Affekten.

Um die Analyse durchzuführen, muss in der Auseinandersetzung mit dem Material die Akteurperspektive (performative Einstellung) eingenommen werden, die eine Grundbedingung dafür darstellt, dass Geltungsansprüche überhaupt überprüft werden können. Es gilt also, das Material nicht als aussen stehender Beobachter zur Kenntnis zu nehmen, sondern als «virtueller Teilnehmer» zu den darin enthaltenen Geltungsansprüchen Stellung zu nehmen. Dadurch werden die im Material dokumentierten sozialen Kontexte aktualisiert und für die Interpretation in Anschlag gebracht.

Symbolisierung, Desymbolisierung, Klischeebildung und Resymbolisierung

Die universalpragmatische Analyse der Geltungsansprüche setzt auf der symbolischen Ebene an, in unserem Fall bei der Sprache. Die Frage, wie es zur sprachlich-symbolischen Form kommt und wie diese wieder verloren gehen kann, kann unter dieser theoretischen Referenz nicht thematisiert werden. Aufgrund der grundsätzlichen Überlegungen zur Interaktion ist hingegen davon auszugehen, dass in beiden Dimensionen, der biographischen und der sozialen, lediglich ein kleiner Ausschnitt sprachlich repräsentiert ist. Das Analyseverfahren beinhaltet deshalb gleichsam unterhalb der Analyse der Geltungsansprüche eine zweite Ebene, welche systematisch das Problem der Symbolisierung von Erfahrungsgehalten zum Gegenstand hat.

Alfred Lorenzer hat eine Symbolisierungstheorie entwickelt, welche es erlaubt, ein entsprechendes Analyseverfahren zu begründen (vgl. Lorenzer 1972, 1973, 1986). Seine diesbezügliche These lautet, dass Sprache (wie auch alle anderen Symbolsysteme) nicht auf Elementen basieren, die auf verschiedene Weisen gruppiert werden, sondern auf Relationen. Dabei bildet jeweils immer die Erfahrung einer sozialen Beziehung mit ihren konkreten Qualitäten das Grunderlebnis einer Relation. Soziale Beziehungskonstellationen werden als *Interaktionsfiguren* erlebt. Nun werden jedoch nicht diese konkreten Interaktionsfiguren direkt mit Sprache verknüpft, sondern es vollzieht sich vorgängig ein Abstraktionsprozess, aus dem *Interaktionsformen* hervorgehen. Interaktionsformen sind gewissermassen Kategorisierungen von den realen Interaktionsfiguren. Sie beinhalten Aspekte der vergangenen Interaktionen und strukturieren zukünftige, indem sie als Handlungsentwürfe dienen. Die gelungene Verknüpfung von sprachlichem Symbol und Interaktionsform bildet ein Sprachspiel, in dem sprachliche Ausdrücke und reale Relationen sozial verbindlich aufeinander bezogen sind. Derart gelungene Symbolisierungen sind aber weder für alle herausgebildeten Interaktionsformen möglich, noch sind sie ein für alle Mal gegeben. Sprachspiele können auch gar nicht erst zustande kommen oder später wieder aufgelöst werden. Das Ergebnis einer solchen Auflösung der Verknüpfung ist auf der einen Seite die Interaktionsform ohne symbolische Repräsentanz. Lorenzer bezeichnet sie als *Klischee*. Auf der anderen, der sprachlichen Seite, bleibt das *leere Zeichen*, das nicht mehr die Eigenschaft des Symbols besitzt, weil es nicht mehr auf eine Interaktionsform, d.h. den Handlungsentwurf verweist.[13]

Interaktionsformen entstehen in einem gesellschaftlich bestimmten normativen Feld eines konkreten sozialen Kontextes. In diesen sozia-

len Kontexten erhalten die Handlungsentwürfe bestimmte symbolische Repräsentanzen, die es erlauben, bewusst über sie zu verfügen. Mit anderen Worten, erst die Verfügbarkeit von Symbolen macht Handeln gegenüber blossem unwillkürlichem («klischiertem») Verhalten möglich. Dabei nimmt der Grad der Abstraktheit des Symbolsystems mit der Komplexität der sozialen Welt zu, in der es gültig ist.

Das Problem der Symbolisierung stellt sich erst mit dem Wechsel von einem in einen anderen sozialen Kontext. Es geht dabei darum, die Erfahrungen aus Kontext A in Kontext B in gültiger Weise zu symbolisieren. Bei solchen Wechseln kommt es systematisch zu Prozessen der Desymbolisierung und entsprechend auch zu Klischeebildungen. Erst durch die Einführung des Ursprungskontextes lassen sich diese Prozesse wenigstens teilweise rückgängig machen: Scheinbar irrationale Reaktionen können so wieder mit den von ihnen entkoppelten Handlungsentwürfen verknüpft werden. Wir sprechen dann von Prozessen der *Resymbolisierung.*

Der gesättigte Diskurs

Zusammenfassend lassen sich die beiden Analyseebenen dahingehend charakterisieren, dass sie auf die ausgeschlossenen Gehalte in der Kommunikation ausgerichtet sind. Damit enthalten sie einen normativen Massstab für Kommunikation. Martin Graf hat diesen mit dem Konzept des gesättigten Diskurses bezeichnet. Dabei kommt dem Geltungsanspruch der Wahrhaftigkeit eine zentrale Stellung zu: «Argumentativ gesättigt ist ein Diskurs nur dann, wenn alle Mitglieder sich in dieser Situation an alle relevanten Erfahrungen erinnern können und sich auch getrauen, diese zu äussern.» (Graf 1996, S. 186). Der gesättigte Diskurs bildet eine Referenz, welche es erlaubt, in einer konkreten Interaktion zu bestimmen, ob es zu einer Erhöhung oder einer Reduktion des Sättigungsgrades des Diskurses kommt. Für die sozialwissenschaftliche Forschung ist dies methodisch wie inhaltlich bedeutsam. Methodisch, weil sich über diese Mechanismen die Selektivität des Zugriffs auf die soziale Realität vollzieht und inhaltlich, weil sich gerade darin ein Aspekt dieser sozialen Realität mitteilt.

Für die Soziale Arbeit gilt dasselbe noch in verschärfter Form, da es direkt um Eingriffe in Lebensverhältnisse und Biographien geht: Der gesättigte Diskurs bezeichnet den Referenzpunkt jeder legitimationsfähigen methodischen Überlegung und ist zugleich inhaltlich bedeutsam, indem analytisch zu ermitteln ist, welche relevanten Erfahrungen aus der Interaktion ausgeschlossen worden sind. Soziale Arbeit lässt sich entsprechend als einen spezifischen Typus von Legitimation bestimmen, bei dem

strategisches Handeln in den Dienst einer diskursiven Sättigung gestellt wird.

Fallanalyse und Fallarbeit in der Berufspraxis der Sozialen Arbeit

Im Folgenden werden einige Überlegungen dazu angestellt, welche Implikationen die oben skizzierten theoretischen und (forschungs-)methodologischen Überlegungen zur Analyse von Interaktionen auf berufspraktische Probleme der Sozialen Arbeit haben.[14] Burkhard Müller spricht in diesem Zusammenhang von «Fallarbeit», wobei er drei Typen von Falldarstellungen unterscheidet: den «Fall von», den «Fall für» und den «Fall mit» (Müller 1997). Der pragmatische Entscheid, vom «Fall» auszugehen, ist aus der Perspektive der Sozialen Arbeit eigentlich gar kein Entscheid, denn der Fall, oder allgemeiner: Das Problem, die Aufgabe, der Auftrag usw. ist «immer schon», d.h. bevor die Soziale Arbeit auf den Plan tritt, gegeben. Der Fall ist, um die Analogie zur Forschung herzustellen, ein Datum, welches es als Faktum zu rekonstruieren gilt. Damit hat das Problem eine bestimmte Form, die als das Ergebnis eines gesellschaftlichen Prozesses zu verstehen ist. Fallarbeit ist also immer Fall-«Synthese», und bildet damit das logische Gegenstück zur Fallanalyse. Fälle sind als Niederschläge von Interaktionen zu analysieren. Jeder Fall ist das Ergebnis bestimmter Kontextunterscheidungen und der Selektivität der beteiligten Kontexte. Der eine Kontext ist der Fall selber, so wie er sich präsentiert, herkömmlicherweise also der Bereich, in dem die Soziale Arbeit tätig wird. Ich bezeichne diesen deshalb als *Fallkontext.* Der andere Kontext umfasst all das, was nicht zum Fall gehört, sondern den Kontext bildet, in der er erst zum Fall wird. Ich bezeichne ihn als *Kontext des Falles*[15]. Die Fallanalyse rekonstruiert nun die Kontextunterscheidungen im Einzelnen: als Desymbolisierungen und Klischeebildungen sowie als expressive, theoretische und praktische Kontextinterpunktionen (bzw., in der Müllerschen Terminologie: als «Fall mit», «Fall von» und «Fall für»).[16]

Kontextinterpunktionen und Phasen der Fallarbeit

Den Ausgangspunkt der Analyse bilden all jene Informationen, die als Fall zur Verfügung stehen. Fallbeschreibungen sind eine mögliche Form, die Informationen können aber auch in anderer Form vorliegen. Entscheidend ist, dass man darauf zurückgreifen kann, d.h., dass sie als archimedischen Punkt der Fallanalyse dienen können. Das Analyseverfahren bleibt dasselbe wie bei der Analyse des Interaktionsverlaufes. Der Unterschied

besteht darin, dass die zeitliche Verlaufsdimension gleichsam auf einen bestimmten Informationsstand verdichtet worden ist, der gegeben ist.

Das Ergebnis der Analyse bildet die Grundlage für die Vorbereitung der Fallarbeit. Die Fallanalyse ist erkenntnisorientiert, während bei der Fallarbeit die Erzielung einer Wirkung (Performanz) den Massstab darstellt. Der Sozialarbeiter operiert als strategischer Akteur auf der Plattform der institutionalisierten Sozialen Arbeit. Die Berufsrolle, die für die Analyse zugunsten einer Art Forscherrolle verlassen werden musste, muss nun wieder eingenommen werden, so dass die institutionell gesicherten Handlungsmöglichkeiten (z. B. Macht, Prestige, Einfluss, affektuelle Bindungen) in Form von finanziellen Ressourcen, rechtlichen Grundlagen, Kompetenzen, Beziehungen usw. in der Berufsrolle zum Einsatz gebracht werden können.

Als Modell für die Fallarbeit kann auf das herkömmliche Phasenmodell zurückgegriffen werden, das mit den Begriffen von Anamnese, Diagnose und Intervention umrissen ist.[17] Damit rückt zunächst das strategische Handeln in den Vordergrund. Aufgrund des Legitimationstyps der Sozialen Arbeit gilt es, das strategische Handeln in den Dienst der Verständigungsorientierung zu stellen, so dass tatsächliche Effekte in der gewünschten Richtung von Mündigkeit und sozialer Anerkennung erzielt werden.

Für jede Phase der Fallarbeit lässt sich nun eine spezifische strategische Ausrichtung bestimmen: *Anamnese* als «nicht-nicht-Erinnern» bedeutet, dass die Gehalte, die zwar gemeint sind, aber nicht symbolisch und in diskursiver Form ausgedrückt werden können, zu erschliessen sind. Die strategische Frage lautet hier also allgemein: Wie kann die Chance erhöht werden, dass eine vertrauensvolle Beziehung aufgebaut werden kann? Die Anamnese zielt auf die Herstellung einer Situation, in der die Aspekte des Falles zur Sprache kommen können, die in der Fallkonstitution bisher weggefallen sind. Hier geht es um eine Öffnung des Horizontes, um eine partielle Aufhebung der Selektivität der Institution. Die Anamnese hat ihre Entsprechung in der Fallanalyse in der expressiven Interpunktion. Kommunikationstheoretisch gilt es, den Geltungsanspruch der Wahrhaftigkeit zu sichern. Das Mittel dazu ist die Bewährung: Dies erfordert einen Respekt vor dem Gegenüber, eine Anerkennung der Person, so dass Vertrauen aufgebaut werden kann. Anamnesen sind in diesem Sinn immer vertrauensbildende Massnahmen.[18]

Bei der *Diagnose* geht es primär um den Geltungsanspruch der Wahrheit. Der entsprechende kommunikative Akt ist der theoretische Dis-

kurs, über den eine Einigung darüber erzielt werden soll, was der Fall ist. Diagnose ist in dieser Lesart also ein Einigungsprozess über Sachverhalte bei erhöhter diskursiver Sättigung. Diesbezüglich ist der klassische, expertenzentrierte Diagnosebegriff defizitär, weil er ohne Schaden für die Gültigkeit der Diagnose Erfahrungen der Beteiligten ignorieren kann.[19] Die Herstellung einer gemeinsamen Problemdefinition wäre demgegenüber ein Beispiel für eine Diagnose, sofern die Anforderungen an einen theoretischen Diskurs erfüllt sind. Diese ist zu unterscheiden vom Ergebnis der Fallanalyse, d.h. der entsprechenden theoretischen Kontextinterpunktion, die nicht diskursiv, sondern rein analytisch zustande kommt.

Die *Intervention* unterbricht den Lauf der Dinge und gibt ihm eine eigene, gewollte Richtung. Damit ist die Frage nach den Normen gestellt: Wie der Lauf der Dinge unterbrochen wird und welche Richtung angestrebt wird, ist die praktische Frage nach der normativen Richtigkeit. Diese stellt sich konkret in der Fallanalyse aufgrund von Kontextinterpunktionen nach dem Muster, was sein soll, d.h. in der Form von Fragen danach, welche Normen in den jeweiligen Kontexten gelten. Auf der Seite des Kontextes des Falles gehören dazu die institutionalisierten, professionellen wie auch die biographisch angeeigneten Normen, die oft nicht mit denen im Fallkontext übereinstimmen. Differenzen gilt es nicht mit repressiver Toleranz (Marcuse 1965) zu begegnen. Wenn die Voraussetzungen dafür gegeben sind, kann eine Einigung in der Form eines praktischen Diskurses stattfinden. Bei der Intervention kann die Strategie jedoch nicht in jedem Fall auf eine kommunikative Einigung abzielen, sondern sie kann auch in der Durchsetzung einer Massnahme bestehen, wenn eine unmittelbare Einigung nicht möglich ist.[20] Die Begründung dafür muss jedoch durch die Analyse geliefert werden und sie muss sich im realen Prozess in Gestalt eines erhöhten Grades von Mündigkeit bzw. der Erweiterung der sozialen Anerkennung bewähren.

Das Phasenmodell erlaubt es, die Fallarbeit als einen zyklischen Prozess zu betrachten, bei dem es im konkreten Fall gilt, den Anfang und das Ende sowie auch die Frequenz zu bestimmen. Die Fallarbeit kann an irgendeinem Punkt einsetzen und jede Phase kann länger oder weniger lang dauern. Darauf kann die Soziale Arbeit strategisch Einfluss nehmen. Auf eine weitere Eigenschaft des Phasenmodells ist hinzuweisen: Die Abfolge der Phasen folgt ebenfalls einer Logik, die inhaltlich mit dem Kommunikationsproblem korrespondiert: So bildet die Einigung über den expressiven Geltungsanspruch die Voraussetzung für den theoretischen Diskurs und die Einigung über Sachverhalte muss abgeschlossen sein, um einen prakti-

schen Diskurs führen zu können. Das Auslassen einer Phase wäre nur dann möglich, wenn die Geltungsansprüche völlig unproblematisch sind, d.h., wenn sich die Lebenswelten in der entsprechenden Hinsicht ganz überlappen würden.

Zum Verhältnis von Fallanalyse und Fallarbeit

Grundlage für die Fallarbeit bilden die Ergebnisse aus der Fallanalyse, wobei sowohl aus dem Diskurs ausgeschlossene Gehalte wie auch die nicht symbolisch repräsentierten Interaktionsformen berücksichtigt werden. Dabei bildet die Analyse immer eine Aufnahme an einem bestimmten Punkt des gesamten Prozesses ab, der sich im Verlauf der weiteren Fallarbeit fortsetzt. Sie lässt sich deshalb auch als Interpunktion im chronologischen Ablauf begreifen, mit deren Hilfe an einem beliebigen Punkt der Fallarbeit eine Zäsur gemacht werden kann. Dadurch wird rekonstruiert, wie der Fall, so wie er sich aktuell präsentiert, zustande gekommen ist, so dass darauf basierend eine Strategie entwickelt werden kann, wie in dem Fall weiter verfahren werden soll. Auch hier gilt analog zur Interpunktion zwischen sozialen Kontexten, dass derselbe Sachverhalt in jedem der beiden Kontexte eine andere Bedeutung annehmen kann. Beobachten lässt sich dies beispielsweise daran, inwiefern es gelingt, dass «Defizite» im vergangenen Kontext in einem künftigen Kontext zu «Ressourcen» werden können oder inwiefern aus der «Problemorientierung» in der rekonstruktiven Perspektive eine «Lösungsorientierung» in der prospektiven Perspektive entsteht. Der Ausrichtung der Analyse auf die Zukunft kommt ein projektives Moment zu, das auf die bildungstheoretische Seite des Prozesses verweist: Bildung antizipiert die Zukunft in einer ganz spezifischen, auf die Verluste der Vergangenheit bezogenen Weise (Graf 1996). Anders als blosse Anpassung und Einfügung in die gesellschaftlichen Zwänge, die als solche vorweggenommen und dadurch reproduziert werden, antizipiert sie systematisch die aus dem Denken und der Kommunikation ausgeschlossenen, real aber gegebenen Möglichkeiten. Die Fallanalyse ist darauf ausgerichtet, auf der Basis der verfügbaren Informationen eine möglichst exakte Phantasie (Adorno) über den Fall zu gewinnen. Dazu gehört nicht nur die Feststellung dessen, was ist, sondern sie enthält auch das, was hätte werden können. Hinter dem Fall erscheint ein idiosynkratisches Element, welches sich nicht unter den Fall subsumieren lässt.

Von der Fallanalyse führt deshalb kein direkter Weg zur Fallarbeit, sondern es kommt durch die Fallanalyse zunächst lediglich zu einer Restrukturierung des Kontextes des Falles, die erst indirekt einen Effekt

auf die Fallarbeit hat. Wie weit diese Restrukturierung des Kontextes reichen kann, hängt mit der durch die Institutionalisierung gegebenen Ausdehnung der Legitimität (im Sinn einer gesellschaftlichen Akzeptanz) der Sozialen Arbeit zusammen.[21] Die strategisch einsetzbaren Ressourcen werden also im Hinblick auf eine Wirkung im Fallkontext eingesetzt, die aber in der erforderlichen Weise erst über eine Veränderung des Kontextes des Falles zustande kommen kann. Entsprechend stellt sich das Problem des «Einwirkens auf den Fall» nicht im technologischen Sinn. Es geht primär um die Selbstaufklärung der Rollenträger und um die Schärfung des Unterscheidungsvermögens (Negt/Kluge 1992) im Kontext des Falles.[22]

Dies bedeutet keineswegs, dass methodisches Vorgehen bei der Fallarbeit nicht zur Anwendung kommen kann. Die Logik der Handlungsbegründung verändert sich aber gegenüber einem handlungsbezogenen Methodenverständnis grundlegend und damit auch das Kriterium der Anwendung des der Sozialen Arbeit institutionell übertragenen Machtpotenzials: Die Methodenfrage wird zu einer Frage des Einsatzes des strategischen Potenzials der Sozialen Arbeit mit dem Ziel einer Erhöhung des Grades diskursiver Sättigung. Dadurch kehrt ein strategischer Aspekt zurück, der keineswegs defizitär ist, der jedoch im konkreten Fall auf analytisch zu bestimmende Zusammenhänge begrenzt bleibt und dessen Prämissen immer in die Analyse mit einbezogen werden müssen. Die Soziale Arbeit lässt sich auf der handlungsmethodischen Ebene als eine Sammlung interaktiver und kommunikativer Verfahren verstehen, deren Einsatz eine Analyse sowohl im Kontext des Falles wie auch im Fallkontext voraussetzt.[23]

Im Hinblick auf das Handlungsproblem lässt sich zusammenfassend sagen, dass dieses sich erst bearbeiten lässt, wenn es in ein Legitimationsproblem transformiert worden ist. Die Legitimität der Sozialen Arbeit bemisst sich erstens an den angestrebten Zielen, die dem Kriterium der normativen Richtigkeit entsprechen müssen. Sie haben sich an Mündigkeit und sozialer Zurechnungsfähigkeit bzw. an der Schaffung der entsprechenden materiellen Voraussetzungen zu orientieren. Zweitens beruht die Legitimität auf dem Kriterium der Legitimationsfähigkeit der Handlungsmethoden. Diese lässt sich daran ablesen, inwiefern sie die Chance auf eine Erhöhung (oder allenfalls Vermeidung einer drohenden Reduktion) des Grades der diskursiven Sättigung beinhalten. Drittens schliesslich resultiert sie aus den tatsächlichen Effekten, aus der Performanz der Fallarbeit: Bedeutsam ist nicht zuletzt auch, inwiefern die Ziele erreicht und die Verfahren gelungen sind. Fallanalyse und Fallarbeit verschränken sich somit

als zwei antagonistische Stränge einer sozialen Praxis, die über die Legitimationsfrage wechselseitig aufeinander bezogen sind.

Literatur

Amann, K./Hirschauer, St.: Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Hirschauer/Amann (Hrsg.): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie.* Frankfurt a.M. 1997, S. 7–52.

Bauleo, A.: *Ideologie, Familie und Gruppe. Zur Theorie und Praxis der operativen Gruppentechnik.* Hamburg 1988.

Elias, N.: *Was ist Soziologie.* Weinheim und München 1970.

Galuske, M.: *Methoden der Sozialen Arbeit.* Weinheim 2005.

Gamm, H.-J.: *Umgang mit sich selbst. Grundriss einer Verhaltenslehre. Ein Beitrag zur Pädagogischen Anthropologie.* München 1970.

Graf, E. O.: *Forschung in der Sozialpädagogik. Ihre Objekte sind Subjekte.* Luzern 1990.

Graf, M.: Erziehungsheime als soziale Figurationen zwischen lebensweltlich und systemisch orientierter Integration. In: Graf, M. (Hrsg.): *Heimerziehung unter der Lupe. Beiträge zur Wirkungsanalyse.* Luzern 1993, S. 85–110.

Graf, M. A.: *Mündigkeit und soziale Anerkennung. Gesellschafts- und bildungstheoretische Begründungen sozialpädagogischen Handelns.* Weinheim 1996.

Habermas, J.: *Theorie des kommunikativen Handelns.* Bd. 1. Frankfurt am Main 1981a.

Habermas, J.: *Theorie des kommunikativen Handelns.* Bd. 2. Frankfurt am Main 1981b.

Kunstreich, T./Müller, B./Meinhold, M.: Diagnose und/oder Dialog? Ein Briefwechsel. In: *Widersprüche.* 23(2), 2003, S. 11–31.

Lorenzer, A.: *Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie.* Frankfurt am Main 1972.

Lorenzer, A.: *Über den Gegenstand der Psychoanalyse oder: Sprache und Interaktion.* Frankfurt am Main 1973.

Lorenzer, A. (Hrsg.): *Kultur-Analysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur.* Frankfurt a.M. 1986.

Maeder, Chr./Nadai, E.: *Organisierte Armut. Sozialhilfe aus wissenssoziologischer Sicht.* Konstanz 2004.

Marcuse, H.: Repressive Toleranz. In: Wolff, Moore/Marcuse (Hrsg.): *Kritik der reinen Toleranz.* Frankfurt a.M. 1965.

Müller, B.: *Sozialpädagogisches Können. Ein Lehrbuch zur multiperspektivischen Fallarbeit.* Freiburg 1997.

Negt, O./Kluge, A.: *Massverhältnisse des Politischen. 15 Vorschläge zum Unterscheidungsvermögen.* Frankfurt a.M. 1992.

Richter, H.-E.: Randgruppenarbeit und «introspektives Konzept». In: Barabas (Hrsg.): *Jahrbuch der Sozialarbeit 1978. Analysen, Berichte, Materialien.* Reinbek 1977.

Schmitz, E./Bude, H./Otto, C.: Beratung als Praxisform ‹angewandter Aufklärung›. In: Beck/Bonss (Hrsg.): *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung. Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens.* Frankfurt a.M. 1989, S. 122–148.

Schumann, M.: Sozialraumanalyse als ethnographisches Lernfeld im Studium. In: Jakob/von Wensierski (Hrsg.): *Rekonstruktive Sozialpädagogik.* Weinheim 1997, S. 239–254.

Schütze, F.: Die Fallanalyse. Zur wissenschaftlichen Fundierung einer klassischen Methode der Sozialen Arbeit. In: Rauschenbach/Ortmann/Karsten (Hrsg.): *Der sozialpädagogische Blick.* Weinheim 1993.

Vogel, Chr.: *Schulsozialarbeit. Eine institutionsanalytische Untersuchung von Kommunikation und Kooperation.* Wiesbaden 2006.

von Spiegel, H.: *Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit.* München und Basel 2004.

von Wensierski, H.-J.: Verstehende Sozialpädagogik. In: Jakob/von Wensierski (Hrsg.): *Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis.* Weinheim 1997, S. 77–124.

von Wensierski, H.-J./Jakob, G.: Rekonstruktive Sozialpädagogik. Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Fallverstehen und sozialpädagogisches Handeln – eine Einführung. In: Jakob/von Wensierski (Hrsg.): *Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis.* Weinheim 1997, S. 7–22.

Anmerkungen

1 Dieser Beitrag ist die überarbeitete Version eines Vortrags an der Berner Fachhochschule am 22. September 2006. Das primäre Anliegen ist bei der Überarbeitung beibehalten worden, nämlich eine Darstellung des kommunikationsbezogenen Analyseverfahrens in der Sozialen Arbeit, so dass die theoretischen und methodologischen Begründungen auf ein Minimum und die Bezugnahme auf den Fachdiskurs auf einige eher zufällige Anmerkungen beschränkt wurden. Wichtige Hinweise und Anregungen, die in diesen Text eingeflossen sind, stammen aus der langjährigen Zusammenarbeit mit Martin Graf, dem an dieser Stelle herzlich gedankt sei. Die Verantwortung für den Beitrag liegt jedoch selbstverständlich vollumfänglich beim Autor.

2 So werden die forschungspraktischen Probleme anhand des wenig strukturierten Settings der Ethnographie bspw. von Amann und Hirschauer klar herausgearbeitet, doch die Strukturierung der Wahrnehmung, die Auswahl des Materials, die Wahl der theoretischen Referenz, kurz: die Selektivität der Forschung bleibt dort letztlich eine Black-Box, deren Inneres durch Konzepte wie «die Konstitution des Feldes im Forschungsprozess» oder «Abduktion» zwar geschützt, aber auch der Analyse entzogen wird (vgl. Amann/Hirschauer 1997). In von Wensierskis historischer Übersicht zur «verstehenden Sozialpädagogik» werden entsprechende Konzepte zwar erwähnt, doch lediglich im Rahmen der psychoanalytischen Sozialpädagogik und ohne deren systematischen Ort und deren Leistungen im Zusammenhang mit der Verstehensproblematik herauszustellen (vgl. von Wensierski 1997, S. 86 f).

3 Eine analoge Konzeption zeigt sich bei Schützes Fallanalyse: Der Versuch, Sozialarbeit durch eine «fallanalysierende exakte Sozialwissenschaft» zu fundieren (Schütze 1993, S. 195), macht den Fall zur Prämisse und damit zum theoretischen Referenzpunkt für das Projekt einer «Fundierung der Sozialarbeit», so dass der Anteil der Sozialen Arbeit an der Fallkonstitution zum vorneherein aus der Analyse ausgeschlossen wird.

4 Demgegenüber bildet im Folgenden die gesellschaftliche Totalität die allgemeine Referenz, unter der subjektiver Sinn mit der sozialen Position zu verknüpfen ist, von der aus er hervorgebracht wurde. Dies erfordert es, die Prozesse der Herausbildung der individuellen psychischen Strukturen der Subjekte (wie sie durch die Psychoanalyse für die bürgerliche Position des ausgehenden 19. Jahrhunderts beschrieben sind) in Relation zur aktuellen Gesellschaftsstruktur zu setzen.

5 Diese Unterschiede sind hier nicht Gegenstand. Ein anschauliches Beispiel für die Differenzen wird von Schumann beschrieben, allerdings auch dort mit der analytisch wenig ergiebigen Gegenüber-

stellung von «Wissenschaft» und «Praxis» (der Sozialen Arbeit) (Schumann 1997). Versteht man Soziale Arbeit als Vermittlung zwischen verschiedenen Relevanzsystemen, so müssten die beobachteten Unterschiede gerade den Ausgangspunkt dafür darstellen und es wäre eine Analyse zu leisten, die Aufschluss darüber gibt, weshalb welche Erkenntnisse in welchem Kontext abgewehrt werden.

6 Die Schulsozialarbeit ist im Zusammenhang der hier verfolgten Fragestellung von untergeordneter Bedeutung. Sie eignet sich jedoch deshalb besonders gut zur Untersuchung allgemeiner theoretischer Probleme der Sozialen Arbeit, weil dort die Institution, bzw. eine bestimmte Institutionalisierung, nicht zum Selbstverständlichen gezählt werden kann, sondern selber unter einer direkten Legitimationspflicht steht.

7 Der Begriff der sozialen Figuration (Elias 1970) wird hier mit der Absicht verwendet, wie dies Martin Graf für die Erziehungsheime getan hat (Graf 1993): Mit ihm müssen historisch und funktional gegebene strukturelle und kulturelle Grössen wie Organisationen, Systeme, Institutionen usw. nicht als gegenüber ihren Trägern verselbständigte Gebilde konzipiert werden und er ermöglicht dennoch einen Verzicht auf das «egozentrische Weltbild» (Elias) zugunsten eines interdependenten, durch Machtbalancen und Machtproben gekennzeichneten und bleibt damit offen für strukturbezogene Konzepte. An die Stelle harter (System-)Grenzen kann der Ausschnitt variabel definiert werden, so dass es ein «Gleiten» von der gesamtgesellschaftlichen Perspektive bis hin zur psychischen Ebene erlaubt (vgl. dazu auch die begriffliche und sprachliche Verwandtschaft mit der «Interaktionsfigur» bei Alfred Lorenzer).

8 Die Doppelseitigkeit ist dabei als methodische Vorkehrung zu verstehen, die auf der Interpreten-Perspektive beruht. In struktureller Hinsicht sind unterschiedliche Positionen der beteiligten Interpretinnen und Interpreten bzw. der Objekte der Interpretation zu unterscheiden, die potenziell eine unendliche Zahl von solchen Doppelseitigkeiten beinhalten. Dabei sind die Bedeutungen immer im Verhältnis zu den Positionen in der Gesamtstruktur und den jeweiligen sozialen Orten (Bernfeld) zu bestimmen.

9 Die Verschränkung von Kommunikations- und Strukturanalyse hat der Autor zusammen mit Martin Graf im Rahmen einer Vorlesung an der Universität Zürich im Sommersemester 2006 zur Darstellung gebracht. Dabei bildet die Kommunikation die Ebene der Emergenz, die als Ausdruck der Struktur zu lesen ist. Dazu werden soziologische und kommunikationstheoretische Konzepte so zueinander in Beziehung gesetzt, dass die Kommunikation als Kontext für die Strukturanalyse gelesen werden kann und die Struktur als Kontext für die Kommunikationsanalyse eingesetzt werden kann. Der vorliegende Text (wie auch die ihm zugrunde liegende Untersuchung zur Schulsozialarbeit) beschränkt sich auf die letztere Richtung der Analyse.

10 Der Begriff des Emergenten stammt aus der Theorie der operativen Gruppe (vgl. bspw. Bauleo 1988: 29 f.). Hier wird er analog hinsichtlich seiner methodischen Funktionalität, jedoch ohne die Beschränkungen, die in der Wahl der Psychoanalyse als leitende theoretische Referenz begründet sind, verwendet.

11 Der vierte Geltungsanspruch der sprachlichen Verständlichkeit wird hier nicht systematisch für die Typisierung der Kontextinterpunktionen verwendet. Das Verstehensproblem wird weiter unten symbolisierungstheoretisch bearbeitet.

12 «Trauen» ist hier nicht auf die moralische Anforderung einer zutreffenden *Mitteilung* der eigenen Erfahrung bezogen, sondern auch auf das Zutreffen der Erfahrung auf einen Aspekt der (objektiven oder sozialen) Welt.

13 Dabei ist der soziale Kontext, in dem diese Verknüpfung gültig bzw. ungültig (klischiert) ist, nicht unabhängig

von der Struktur. Das Konzept des Habitus (Bourdieu) nutzt diesen Bezug zur Struktur, um diese aus der Beobachtung kultureller Phänomene zu analysieren, jedoch ohne dabei den Mechanismus, auf dem er beruht, aufzuschlüsseln. Mit Lorenzer können wir sagen, dass je nach sozialem Kontext bestimmte habitualisierte Formen zum Klischee werden.

14 Trotz einer wachsenden Zahl an Methodenbüchern für die Soziale Arbeit verhalten sich die Darstellungen zumeist merkwürdig distanziert zu theoretischen Positionen. So weist z. B. Galuske zu Beginn seines Methodenbuches zwar pflichtschuldig in einer Fussnote auf die Notwendigkeit einer theoretischen Reflexion hin, ohne jedoch die grundsätzliche Problematik einer isolierten Beschäftigung mit Methoden angesichts der gegebenen Heterogenität der theoretischen Entwürfe zu thematisieren (Galuske 2005, S. 23). Hiltrud von Spiegel nimmt sich die Mühe einer Zusammenfassung von vier (!) verschiedenen theoretischen Entwürfen, ohne dass diese im Methodenteil zu entsprechenden Differenzierungen führen würden (von Spiegel 2004).

15 Diese Terminologie ist in Analogie zu derjenigen von Erich Graf entstanden, der in der Forschung zwischen dem *Forschungskontext*, der den Gegenstand der Forschung, und dem *Kontext der Forschung*, der die (institutionellen, biographischen theoretischen usw.) Voraussetzungen für die Forschung umfasst (vgl. Graf 1990).

16 Solche rein formalen Unterscheidungen sind für sich genommen methodisch ungenügend. Gerade die Formalisierung, die sie methodisch auszuzeichnen scheint, enthält eine Entpolitisierung, die zu Verzerrungen führt, wenn sie von der gesellschaftstheoretischen Analyse entbunden bleibt.

17 Vgl. bspw. Müller 1997, wobei dort die Reflexion auf den Prozess in einer vierten Phase der Evaluation in ein und dasselbe Phasenmodell integriert ist. Im Gegensatz dazu wird hier die Reflexion als ein eigener Prozess konzipiert, der zwar analog zur Fallarbeit strukturiert ist (expressive, theoretische und praktische Kontext-Interpunktion), der sich aber aufgrund der Erkenntnisorientierung nicht in die Handlungslogik einfügt und deshalb als Fallanalyse ausdifferenziert ist.

18 In der Anamnese wird das Anerkennungsverhältnis zentral gesetzt, in dem im konkreten Gegenüber «der Mensch als Totum» (Heydorn), als uneingelöstes Menschlichkeitsversprechen erscheint. Eine Auseinandersetzung mit den entsprechenden methodischen Anforderungen könnte u.a. anknüpfen bei den Überlegungen zur «Introspektion» von Horst-Eberhard Richter (Richter 1977) oder auch zum «Umgang mit sich selbst» von Hans-Jochen Gamm (Gamm 1970).

19 Dies führt immer wieder zu kontroversen Debatten über den Diagnosebegriff in der Sozialen Arbeit (vgl. in jüngerer Zeit dazu Kunstreich et al. 2003). Wichtiger als die Frage, ob der Diagnosebegriff für die Soziale Arbeit tauglich ist oder nicht, bzw. ob er transformiert oder abgeschafft werden soll, erscheint unter der hier eingenommenen Perspektive die Frage nach der Legitimität einer Zuschreibung in einem bestimmten sozialen Kontext, und zwar sowohl in Bezug auf die faktische Akzeptanz wie auch in Bezug auf verallgemeinerbare Interessen.

20 Eine Ausnahme bildet die Beratung, wo der praktische Diskurs in der Form einer Diskussion über die Frage, was zu tun sei, mit zum offiziellen Programm gehört (vgl. Schmitz et al. 1989). Entsprechend ist denn auch die Herstellung des Arbeitsbündnisses eine für die Beratung typische Intervention.

21 So kann bspw. in einem Jugendheim der gesamte Wohnkontext restrukturiert werden, während in einer sozialarbeiterischen Beratung sich die Restrukturierung des Kontextes auf dieses Setting beschränkt.

22 Von einem «Technologiedefizit», auf welches im Methodendiskurs der Sozia-

len Arbeit unter Verweis auf Luhmann und Schorr immer wieder Bezug genommen wird (z.B. von Spiegel 2004, Galuske 2005) kann unter dieser Perspektive nicht die Rede sein. Der traditionelle pädagogische Topos, dass methodisches Handeln nicht nach dem Muster fester Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge möglich ist, wird mit dem Begriff des Defizits nochmals negativ aufgeladen. Das Verhältnis von Fallanalyse und Fallarbeit, welches hier skizziert wird, geht demgegenüber davon aus, dass es sich dabei nicht um ein Defizit handelt, sondern um eine Grenze der Analyse, welche letztlich die Möglichkeit von Emanzipation und Bildung verbürgt. Hierzu sind die Anerkennung der je eigenen Subjektivitäten und der Respekt vor den ihnen innewohnenden Idiosynkrasien positiv konnotierte Voraussetzungen.

23 Hier ist denn auch der rationale Gehalt der historisch entstandenen Methoden und des kulturellen Erfahrungsschatzes der Sozialen Arbeit zu vermuten. Dieser müsste sich rekonstruieren lassen als die strategische Optimierung jeweils eines spezifischen Aspektes der Verständigungsorientierung im Hinblick auf diskursive Sättigung. Dabei ist zu erwarten, dass sich bei der Darstellung und bei der historisch rekonstruierbaren Einführung einer Handlungsmethodik je nach Phase im gesellschaftlichen Zyklus (Bornschier) eher der strategische Aspekt der Reflexion entzogen wird, während der kommunikative Aspekt in den Vordergrund gerückt wird oder umgekehrt. Bei der darauf folgenden Kritik ist zu erwarten, dass sich das Verhältnis dann umkehrt, so dass etwa der strategische Aspekt als nicht bzw. nicht mehr legitimierbar kritisiert und die eigentliche Leistung der Methode auf der kommunikativen Seite unbewusst gemacht wird.

Raum, Räumlichkeit, Raumordnungen : warum wir aktuell so viel vom Raum reden

Autor(en): **Kessl, Fabian / Reutlinger, Christian**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit = Revue suisse de travail social**

Band (Jahr): **- (2007)**

Heft 2

PDF erstellt am: **02.07.2020**

Persistenter Link: http://doi.org/10.5169/seals-832514

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Fabian Kessl und Christian Reutlinger

Raum, Räumlichkeit, Raumordnungen
Warum wir aktuell so viel vom Raum reden

Im vorliegenden Beitrag[1] wird am Beispiel der Sozialen Arbeit der Frage nachgegangen, warum aktuell in wissenschaftlichen und politischen Diskursen, aber auch in verschiedenen Alltagskontexten so viel vom Raum gesprochen wird. Dabei wird im ersten Abschnitt die sogenannte «Rede vom Raum» als Suche nach neuen handlungsleitenden Einheiten, aber auch als Möglichkeit der Gesellschaftsgestaltung identifiziert. Diese Vorstellung baut auf dem Grundsatz der Moderne auf, in welchem (sozial)wissenschaftliches Wissen die Grundlage (fachlichen wie institutionellen) Ordnungswissens darstellt. Komplexe Zusammenhänge werden in kleine Einheiten aufgeteilt, um sie – auch in der Sozialen Arbeit – professionell bearbeitbar zu machen. Unter den aktuellen gesellschaftlichen Transformationsbedingungen geraten bisherige Räume und Räumlichkeiten in Bewegung und es werden solche haltgebenden Einheiten grundsätzlich in Frage gestellt (Abschnitt 1). Analytisch ist deshalb zu klären, welche relevanten Ordnungsdimensionen mit dieser Neuordnung des Räumlichen betont werden, und daran anschließend ist zu untersuchen, welche Grundzüge eines alternativen reflexiven Ordnungsrahmens für fachliches sozialpädagogisches Handeln skizziert werden kann. Im Anschluss an eine entsprechende analytische Rekonstruktionsskizze (Abschnitt 2) machen wir abschließend den Vorschlag eines Modells der reflexiven räumlichen Haltung als professionellen Umgang mit der rekonstruierten Neuordnung des Räumlichen. Diese kann unseres Erachtens die Grundlage einer neu zu konzipierenden Sozialraumarbeit darstellen, welche wir als Erweiterung der bisherigen, zumeist eher (politisch) un- und unterreflektierten, Sozialraumorientierung in der Sozialen Arbeit verstehen (Abschnitt 3).

Die «neue» Rede vom Raum?

Vom Raum ist aktuell viel die Rede: In so unterschiedlichen Feldern, wie dem Städtebau, der Schulorganisation, der Sozialplanung und nicht zuletzt

der Sozialen Arbeit wird das Räumliche neu konzipiert und werden neue Raumordnungen realisiert. Doch nicht nur politisch, sondern auch wissenschaftlich ist vom Raum immer häufiger die Rede: politikwissenschaftlich, soziologisch, erziehungswissenschaftlich oder planungstheoretisch wird über Raum, Räumlichkeit und Raumordnungen nachgedacht (vgl. bspw. Lippuner 2005; Löw 2001; Schroer 2005 oder Soja 1989). Raum und Räumlichkeit spielen somit aktuell in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen eine ebenso zentrale Rolle wie in den damit verbundenen politischen Auseinandersetzungen (vgl. Kessl et al. 2005).

Wenn wir in diesem Zusammenhang nicht nur von «Räumen», sondern von «Räumlichkeit» sprechen, markieren wir damit begrifflich, dass Räume immer das Ergebnis sozialer Praktiken darstellen und nicht als (natürlich) gegebene Handlungsbedingungen verstanden werden können. Zugleich sind soziale Praktiken allerdings durch räumliche Manifestationen, das heißt, verschiedenste historische Raumordnungen geprägt. Bestehende Raumordnungen strukturieren also das menschliche Handeln, schränken dessen Variationsmöglichkeiten ein und leiten es in eine bestimmte Richtung (vgl. Lefebvre 1990; Schmid 2005). Dennoch sind solche räumlichen Einheiten, wie einzelne Quartiere, Wohnareale, Straßenzüge oder Häuserblöcke, eben keine absoluten Einheiten, «sondern ständig (re)produzierte Gewebe sozialer Praktiken» (Kessl/Reutlinger 2007, S. 19).

Wenn aktuell von einer sozialpädagogischen Sozialraumorientierung oder auch einer stadtteilbezogenen Altenarbeit die Rede ist, bleibt diese gleichzeitige Ambivalenz des Räumlichen als handlungsstrukturierende (prägende Raumordnung) und historisch-spezifische Relation (Ergebnis sozialer Praktiken) häufig unberücksichtigt. Im Gegensatz zu einer solchen naturalisierenden Betrachtung von Räumen betrachten wir die Rede vom Raum nicht nur als eine Auseinandersetzung über Gebäudestrukturen, Platzordnungen oder Straßenverläufe. Viel grundlegender geraten mit den aktuellen Debatten über Raum und Räumlichkeit – beispielsweise innerhalb der Debatten um eine sozialraumorientierte Neujustierung Sozialer Arbeit – Prozesse der Neuordnung des bisher gültigen sozialen Ordnungssystems ins Zentrum der Diskussionen und Strategien. Diese neuen Rede- und Gestaltungsweisen verweisen darauf, dass dabei nicht weniger auf der Tagesordnung steht als die Frage der (Neu-)Formierung der bisher bestimmenden sozialen Zusammenhänge im 21. Jahrhundert: Welche Um- oder Neustrukturierung des bisherigen nationalstaatlich-integrativen Ordnungssystems (wohlfahrtsstaatliches Arrangement) wird etabliert? Dementsprechend bezeichnet der französische Soziologe Pierre

Bourdieu auch nicht einzelne Wohnareale, Stadtviertel oder Straßenzüge als Sozialraum, sondern ganze Gesellschaften als «soziale Räume»:

«Die gesellschaftlichen Akteure, die als solche immer durch die Beziehung zu einem Sozialraum (...) herausgebildet werden, und ebenso die Dinge, insofern sie von den Akteuren angeeignet, also zu Eigentum gemacht werden, sind immer an einem konkreten Ort des Sozialraums angesiedelt, den man hinsichtlich seiner relativen Position gegenüber anderen Orten (darüber, darunter, dazwischen usw.) und hinsichtlich seiner Distanz zu anderen definieren kann. So wie der physische Raum durch die wechselseitige Äußerlichkeit der Teile definiert wird, wird der Sozialraum durch die wechselseitige Ausschließung (oder Unterscheidung) der ihn bildenden Positionen definiert, d. h. als Aneinanderreihung von sozialen Positionen» (Bourdieu 1997, S. 160).

Wenn wir einen solchen umfassenden Begriff des sozialen Raumes an den Ausgangspunkt unserer Überlegungen stellen und nicht einen engen Begriff des Sozialraums als territorialen Nahraum (Stadtteil, Straßenzug oder Nachbarschaft), wie er in der Mehrheit der sozialpädagogischen Sozialraumorientierungsprogramme präferiert wird (vgl. stellvertretend das deutsche Bund-Länder-Programm «Entwicklung und Chancen junger Menschen in Sozialen Brennpunkten [kurz E&C]» – BMFSFJ 1999; Jordan 2001), dann ist mit Blick auf die aktuellen Debatten um Raum, Räumlichkeit und Raumordnungen in der Sozialen Arbeit zu konstatieren, dass es auch hier, wie in den benachbarten Diskussionen der Stadtplanung, Gemeindepsychiatrie oder Regionalentwicklung, um nicht weniger geht, als diesen sozialen Raum, also die gesellschaftliche Ordnung insgesamt, neu zu gestalten – wenn auch nur an bestimmten Punkten.

Dieser Hinweis sollte allerdings nicht dahingehend missverstanden werden, dass es in diesem Neuordnungsprozess auch um eine Veränderung von Orten, Wohnvierteln oder Straßenzügen geht – aber eben keineswegs ausschließlich.

Die aktuelle Rede vom Raum und die damit verbundene Neuordnung des Räumlichen – beispielsweise in Form der sozialraumorientierten Strategien in verschiedenen Feldern Sozialer Arbeit (vgl. bspw. Budde et al. 2007; Köngeter et al. 2004; Landeshauptstadt München/DJI 2005) – ist also nicht weniger als eine Auseinandersetzung darum, wie in Zukunft soziale Zusammenhänge – in der Schweiz, der Bundesrepublik Deutschland oder in Österreich, aber zunehmend eben auch quer zu diesen nationalstaatlichen Grenzmarkierungen (vgl. Miller 1995) – gestaltet werden sollen – und wie sich Soziale Arbeit in diesem Kontext lokalisiert. Für die Soziale Arbeit

bedeutet diese «räumliche oder geographische Wende» (Werlen/Reutlinger 2005) weiter, ihr impliziertes Entwicklungsverständnis – als Herstellung von Normalität (Normalisierung) – grundlegend hinterfragen und den Diskurs alternativer Entwicklungsverständnisse in den Mittelpunkt stellen zu müssen (vgl. Reutlinger 2006).

Wir beobachten aktuell zum einen eine Veränderung der sozialen Ordnungssysteme, die wir als Internationalisierung, Globalisierung und Transnationalisierung charakterisieren können, und andererseits Bewegungen einer Regionalisierung und Lokalisierung. Diese beiden Bewegungen müssen wir genauer in den Blick nehmen und dementsprechend auch die Bourdieusche Bestimmung des sozialen Raumes als Gesellschaft für die weitere Sozialraumforschung, gerade in Bezug auf die Felder der Sozialen Arbeit, um diese beiden Dimensionen erweitern (vgl. Röttger/Wissen 2005).

Verstehen wir den sozialen Raum in diesem erweiterten Bourdieuschen Sinne Raum der Relation zwischen sozialen Positionen (vgl. für die Soziale Arbeit bspw. Langhanky et al. 2004), aber auch zu territorialen, leiblichen, ästhetischen und anderen organischen Strukturen, so muss sich eine raumbezogene Soziale Arbeit – forschend wie professionell-tätig – immer auf macht- und herrschaftsförmige Räume beziehen und in diesen verorten.

Die Rede vom Raum und der Kampf um die Neuordnung des Räumlichen stellt somit immer eine (sozial)politische Auseinandersetzung dar. Denn die Frage der (Neu)Formierung sozialer Zusammenhänge ist immer eine Frage danach, wer dies mit welchem Einfluss tun oder beeinflussen kann und wer nicht (vgl. Kessl/Krasmann 2005). Wenn beispielsweise in der Regionalplanung verstärkt von der Steuerung und Koordination der räumlichen Entwicklung die Rede ist, in der Gemeindepsychologie vom nahräumlichen Aufbau und der Wiederbelebung nachbarschaftlicher Unterstützungssysteme und kleinteiliger Netzwerke, in der kommunalen Verwaltungsorganisation von der stadtteil- oder bezirksorientierten Dezentralisierung im Sinne des Prinzips der Bürgernähe, in der kommunalen Sozialberichterstattung von kleinräumigen Verfahren und innerhalb des Quartiersmanagements vom prioritären Bezug auf bestimmte Wohngebiete, die als «benachteiligte Stadtteile» oder soziale Brennpunkte identifiziert werden, dann wird hier in einer ganz bestimmten Weise von der Ordnung des Räumlichen und deren als notwendig erachteten Neu-Ordnung gesprochen: Räume sollen im Sinne vorherrschender Meinungen in einer ganz bestimmten Form strukturiert werden, was immer bedeutet,

dass damit andere Möglichkeiten Deutung und damit präferierter Raumordnungen ausgeschlossen werden.

Solche Redeweisen über bestimmte Räume, Räumlichkeiten und Formen der Raumordnung implizieren somit zugleich ein Schweigen über andere denkbare und konstruierbare Räume, Räumlichkeitsvorstellungen und Varianten der Raumordnung. Daher sollte eine raumbezogene Soziale Arbeit diese Ausschlusslogik(en) nicht nur systematisch in den Blick nehmen, sondern eher von den Ordnungsprozessen aus denken und agieren, die diese Unsichtbarkeiten erzeugen (vgl. Reutlinger 2003).

Vergisst eine raumbezogenen Soziale Arbeit zu berücksichtigen, dass die jeweils bestehende Ordnung des Räumlichen das Ergebnis politischer Kämpfe darstellt, missverstehen wir diese Raumordnungen allzu leicht als unveränderliche Bedingung des Handelns – als scheinbar gegebene Struktur. Die Gefahr ist, dass damit ein bestimmter und begrenzter Handlungsspielraum vorausgesetzt wird, dessen Grenzen als scheinbar unverrückbar betrachtet werden (vgl. kritisch Otto/Ziegler 2004a, 2004b; Projekt «Netzwerke im Stadtteil» 2005). Ziel (sozial)politischer, (sozial)planerischer und (sozial)pädagogischer Aktivitäten sollte unseres Erachtens aber gerade die Erweiterung bestehender Handlungsspielräume sein, das heißt, deren möglichst weitgehende (Mit)Bestimmung und (Mit)Gestaltung. Denn gerade die Grenzen bestehender Raumordnungen begrenzen häufig die Handlungsoptionen der Nutzerinnen und Nutzer sozialpädagogischer Angebote. Wenn Angebote Sozialer Arbeit aber darauf zielen (sollen), diese zu erweitern und/oder sie wieder zu eröffnen, muss sich Soziale Arbeit als Bearbeiterin der bestehenden Grenzen sozialer Räume und nicht als deren Grenzkontrolleurin verstehen und realisieren (vgl. zur Konzeption Sozialer Arbeit als Grenzgängerin: Kessl/Maurer 2005).

In der deutschsprachigen Sozialen Arbeit ist die Rede vom Raum derzeit besonders einflussreich. Unter der Überschrift «Sozialraumorientierung» haben sich vor allem in der Kinder- und Jugendarbeit, den Hilfen zur Erziehung und der Gemeinwesenarbeit, aber auch der offenen Altenarbeit oder der Schulsozialarbeit seit den 1990er-Jahren raumbezogene Handlungsmaximen etabliert (vgl. beispielhaft Budde et al. 2007; Hinte/Treeß 2007; Oehme 2006; Schipmann 2002).

In all diesen sozialpädagogischen Arbeitsfeldern ist die Rede davon, dass die Beteiligten ihre Aktivitäten stärker am «Lebensraum», am «Nahraum» oder am «Umfeld» der Angebotsnutzerinnen und -nutzer ausrichten sollen (vgl. Hamburger/Müller 2006). Bemerkenswert an der Rede von einer solchen sozialraumorientierten Neujustierung Sozialer Arbeit

ist die weitgehende Einigkeit unter theorie-konzeptionellen Denkern, Verbandsvertretern und Fachkräften über deren prinzipielle Notwendigkeit. Zwar ist man sich über das Format, die Form solcher raumbezogener Strategien und Vorgehensweisen keineswegs einig, hinsichtlich ihrer Relevanz für eine qualitative Weiterentwicklung Sozialer Arbeit herrscht aber verblüffende Übereinstimmung. Grund für den weit geteilten Optimismus, mit dieser Neujustierung einen Fortschritt für die Soziale Arbeit erreichen zu können, scheint auf den ersten Blick die Möglichkeit, damit konzeptionell an bereits vorliegende einflussreiche sozialpädagogische Konzeptionen, wie die Lebensweltorientierung (Hans Thiersch), die Lebensbewältigung (Lothar Böhnisch, Werner Schefold, Richard Münchmeier) oder die Dienstleistungsorientierung (Hans-Uwe Otto, Gaby Flößer, Andreas Schaarschuch, Rudolph Bauer, Thomas Olk) anschließen zu können. Die in diesen Konzeptionen geforderten Leitprinzipien der Prävention, der Adressaten- bzw. Nutzerorientierung und der Effizienz- wie Effektivitätsorientierung und in Korrespondenz dazu einer verstärkten Orientierung an den Ressourcen der Betroffenen tauchen alle in den sozialraumorientierten Strategien wieder auf (vgl. Kessl et al. 2006). Die Soziale Arbeit scheint – zumindest auf diesen ersten Blick – in der Sozialraumorientierung zu sich selbst kommen zu können. Doch was zeigt der zweite, etwas genauere Blick?

Die Rede vom Raum als Suche nach neuen handlungsleitenden Einheiten und Möglichkeit der Gesellschaftsgestaltung

Sozialwissenschaftliches Wissen ist Ordnungswissen. Dies gilt generell und konkret auch für raumtheoretische Deutungsmuster und raumbezogene Interventionsstrategien, also beispielsweise die sozialraumorientierte Neujustierungsprojekte in den Feldern Sozialer Arbeit. «Wir hoffen», so formuliert es der Sozialwissenschaftler Zygmunt Bauman (2000) in seinen Überlegungen zum Nutzen sozialwissenschaftlichen Wissens, «dass wir die kleinen alltäglichen Probleme ebenso wie die großen sozialen Verwerfungen mit diesem (Ordnungs)Wissen in kleine lösbare Probleme zerkleinern können».

Das Modell des wissenschaftlichen Wissens als Ordnungswissen ist konstitutiv für die modernen Gesellschaften und zugleich ein zutiefst moderner Glaube – den Glauben nämlich, dass wir die Wirklichkeit durch ihre Ordnung und ihre Systematisierung berechenbar und beherrschbar machen können, wie es die beiden Sozialwissenschaftler Hans van der Loo und Willem van Reijen (1997) formulieren. Wir glauben also an die Mög-

lichkeit einer Rationalisierung (Max Weber). Es ist daher kein Zufall, dass die Sozialwissenschaften selbst ein Kind der Moderne sind und zugleich den Modernisierungsprozess vor allem seit dem 19. Jahrhundert wiederum mit dynamisiert haben.

Kennzeichen der (westlichen) Moderne ist also die Suche nach überschaubaren und gestaltbaren Einheiten – in der Sozialen Arbeit waren das im Modernisierungsprozess des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts beispielsweise die «Anstaltsfamilien» Johann Hinrich Wicherns (Hamburg), die «Schulgemeinschaft» Siegfried Bernfelds (Wien) oder die «Settlements» von Jane Addams (Chicago). Allerdings suchen wir nicht nach solchen kleinen Einheiten, um anschließend auf dieser Ebene des «Klein-Klein» zu verharren. Wir suchen kleinere Einheiten also nicht deshalb, weil wir nunmehr über diese kleineren Einheiten verfügen wollen, sondern um damit die Gesamtheit stabilisieren zu können. Die Suche nach den kleinen erfassbaren und gestaltbaren Einheiten – beispielsweise den eben genannten Gemeinschaftseinheiten oder aktuell den kleinteiligen «Sozialräumen», nicht zuletzt in Form sogenannter benachteiligter Stadtteile – dient uns dazu, größere Zusammenhänge zu beeinflussen: die gesellschaftliche Einheit (sozialer Raum) auf kommunaler oder nationalstaatlicher Ebene.

Von sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen erhoffen wir uns also Beeinflussungsmöglichkeiten in Bezug auf das soziale Gefüge insgesamt, oder etwas systematischer gesprochen: in Bezug auf die soziale Ordnung. In der Sozialen Arbeit untersuchen wir beispielsweise Dimensionen wie Geschlecht oder Klasse als Teilaspekte sozialer Zusammenhänge, um ihren Einfluss auf die Teilhabemöglichkeiten der Betroffenen zu (er)kennen und damit potenzielle Ansatzpunkte für eine sozialpädagogische Intervention zu erhalten. Unser Interesse gilt damit nicht nur einem dieser Teilaspekte und damit verbundenen Phänomenen. Nicht die Tatsache, dass Mädchen trotz formal besserer schulischer Leistungen schlechtere Berufs- und Verdienstmöglichkeiten haben, interessiert uns prioritär, sondern letztlich der größere gesellschaftliche Zusammenhang: In unserem Beispiel ist das die geschlechtsspezifische Ungleichheit als prägendes Element der bestehenden sozialen Ordnung. Wir untersuchen das Phänomen geschlechtsspezifischer Ungleichheit also am Beispiel der Bildungsbenachteiligung von Mädchen. Motivation für solche sozialwissenschaftlichen Untersuchungen ist aber die Gewinnung von Erkenntnissen, die es uns direkt oder indirekt ermöglichen, die Dinge (neu) zu ordnen. Im Fall des hier gewählten Beispieles soll eine sozialpädagogische Intervention somit Mädchen eine höhere Bildungsteilhabe ermöglichen. So könnte in einem Mädchenarbeitsprojekt

Kompetenzbildung von Mädchen auf die Tagesordnung gesetzt, Erfahrungen in scheinbar für Mädchen untypischen Berufsfeldern gesammelt oder kommunal das Bewusstsein der Öffentlichkeit durch gezielte Aufklärungsarbeit beeinflusst werden, um politische Entscheidungen dahingehend zu beeinflussen, dass Maßnahmen gegen die strukturelle Bildungsbenachteiligung von Mädchen realisiert werden.

Sozialwissenschaftliches Wissen dient also, so die Hoffnung, der Beeinflussung, Veränderung oder Sicherung bestehender sozialer Ordnungen. Damit wird deutlich, dass wir aktuell darum so viel vom Raum sprechen, weil wir damit einerseits die Hoffnung verbinden, über diese neuen Einheiten einen stabilisierenden Rahmen für unser Handeln zu finden. Andererseits gehen wir davon aus, dass soziale Ordnung und Prozesse dadurch weiterhin gestaltbar und planbar bleiben.

Dieser Glaube an die gezielte und geplante Gestaltbarkeit sozialer Zusammenhänge ist der Antriebsmotor «moderner Gesellschaften». Als moderne Gesellschaften bezeichnen wir die sozialen Ordnungssysteme, die seit dem späten Mittelalter und mit einer verstärkten Dynamik seit dem Ende des 18. Jahrhunderts im abendländischen Raum entwickelt werden. Wenn der Glaube an den Fortschritt, an die Möglichkeit der Entwicklung von Lösungen für beschreibbare Probleme, den Antriebsmotor dieser Ordnungsprozesse darstellt, die wir als Modernisierung kennzeichnen, so sind diese sozialwissenschaftlichen Erkenntnisse dessen Sprit. Und dieser ist bekanntlich nötig, um einen Motor am Laufen zu halten: Ohne Sprit läuft kein Motor – sei er nun benzin- oder dieselbetrieben.

Doch wer sagt eigentlich, um in dem Bild zu bleiben, dass wir unbedingt diesen einen Motor benutzen müssen, um vorwärts zu kommen? Könnte nicht auch ein anderer Antriebsmotor genutzt werden, der mit Rapsöl oder Erdgas fährt? Ja, noch einen Schritt weiter gedacht: Wie kommt es überhaupt dazu, dass wir selbstverständlich davon ausgehen, dass wir einen Motor brauchen, um vorwärts zu kommen? Könnten wir nicht auch ein Fahrrad nutzen oder zu Fuß gehen? Und last, but not least: Wer entscheidet eigentlich, wohin wir gehen oder fahren? Diese Fragen weisen uns auf die Grenzen des Modells modernen (Ordnungs)Wissens hin, denn dieses funktioniert als Anleitung unseres Handelns nur, solange wir daran glauben, dass bestimmte Ziele eindeutig und unwiderruflich sind.

Der Glaube an das Modell des modernen (Ordnungs-)Wissens als Forschrittsmotor ist vor allem im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts brüchig geworden. Denn der Expertenstatus von Wissenschaftlern wird zunehmend in Zweifel gezogen. Deren Aussagen seien widersprüchlich

und zudem hätten wissenschaftliche Erkenntnisse, wie die Erfindung der Atomkraft, verheerende Katastrophen nach sich gezogen oder zur Rechtfertigung von ungerechten Herrschaftssystemen herhalten müssen, wie, so das extremste Beispiel, die sogenannte Rassenbiologie des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Damit verbunden erfahren auch die auf wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhenden Professionen einen Legitimationsknick: Ärzte sehen sich der Konkurrenz von Heilpraktikern oder mit anderen Naturheilverfahren agierenden Heilern, Lehrerinnen medial aufgearbeiteten Wissenskatalogen, die in Quizshows vermittelt werden, und Erzieher neuen Programmen der Werte und Normerziehung ausgesetzt, in denen ihnen selbsternannte Erziehungsfachleute vorschreiben, was denn nun in Erziehungsprozessen zu erreichen sei. Gleichzeitig zeigen bereits diese wenigen Verweise auf die «neuen Professionen», dass auch diese wiederum auf Wissensmodellen beruhen, die eine bestimmte Ordnung der Welt präferieren. Die Gefahr dieser Wissensmodelle ist, dass im Unterschied zu sozialwissenschaftlichem Wissen nicht einmal mehr systematisch begründet wird, warum was wie gemacht werden soll, sondern viele Dinge einfach behauptet werden. Damit liefern diese Wissensmodelle aber keinen Ausweg aus dem Dilemma des modernen (Ordnungs-) Wissens, obwohl sie auf dessen Grenzen hinweisen.

Unsere These ist daher, dass wir uns damit abfinden müssen, dass der moderne Glaube an eine eindeutige Ausrichtung unseres Handelns mit Bezug auf wissenschaftliche Erkenntnisse bröckelt, wir aber auch keine neuen Eindeutigkeiten bekommen werden – zumindest solange wir nicht bereits sind, uns auf neue Mythen einzulassen, die nicht mehr argumentativ ausgehandelt, sondern schlicht vorausgesetzt werden (Fundamentalismen). Und das wiederum wäre ein Rückschritt hinter das Prinzip moderner Gesellschaften, deren Programm ja gerade die Entmythologisierung darstellt (Rationalisierung).

Grundzüge eines alternativen reflexiven Ordnungsrahmens für unser Handeln und die Konsequenzen für eine raumbezogene Soziale Arbeit

Vor dem Hintergrund der eben dargestellten erkenntniskritischen Hinweise wird deutlich, dass sozialwissenschaftliches Ordnungswissen kein eindeutiges Handlungswissen anbieten kann, das heißt, nicht aus bestimmten sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen direkt auf spezifische Interventionsstrategien geschlossen werden kann. Nochmals im Bild gesprochen: Der (wissenschaftliche) Sprit gibt nicht bereits die einzig mögliche (politische und pädagogische) Richtung vor, in die wir als Akteurin-

nen und Akteure in den Feldern Sozialer Arbeit fahren soll(t)en. Mit einer Handlungsentscheidung, auch wenn wir sie mit bestimmten wissenschaftlichen Erkenntnissen begründen, schließen wir immer andere auch mögliche Schlussfolgerungen aus. Wohin ein spritbetriebenes Gefährt fährt, ist keine Frage des Sprits. Allerdings kann ohne den Sprit eine Richtungsentscheidung erst gar nicht fallen. Ohne den Sprit, die sozialwissenschaftliche Erkenntnis also, gibt es gar keine Bewegung – zumindest, wenn wir an der Übereinkunft festhalten wollen, dass die Entscheidung über eine Bewegung nachvollziehbar und transparent und nicht dem Zufall oder den gerade bestehenden Herrschaftsverhältnissen überlassen sein soll.

Bezogen auf die sozialraumorientierte Neujustierung Sozialer Arbeit lässt sich dann folgern, dass auch diese auf sozialwissenschaftliche Erkenntnisse und Deutungsmuster angewiesen ist, aber deren Nutzung deutlich und nachvollziehbar ausweisen sollte. Wir möchten dies im Folgenden anhand der vier aktuell im Mittelpunkt der Sozialraumorientierungsdiskussion stehenden Raumordnungsaspekte verdeutlichen.

In den letzten Dekaden des 20. Jahrhunderts erfährt – erstens – der bisherige nationalstaatliche Raum eine Neujustierung im Prozess einer zunehmenden Internationalisierung des Kapitals und einer globalen Homogenisierung von Waren und Lebensstilen. Über 350 Billionen US-Dollar an jährlichen Finanztransaktionen, das heißt, über 1 500 Milliarden US-Dollar täglich, umfasst der Weltfinanzmarkt inzwischen. Ein beachtlicher Teil dieser Summen setzt sich aus sogenanntem «fiktiven Kapital» (Marx) zusammen, weil das Kapital sich aus sich vermehrt, also nicht direkt an konkrete Produktions- oder Dienstleistungsprozesse rückgebunden ist. Dadurch verselbständigen sich die realwirtschaftliche und finanzwirtschaftliche Sphäre, die Vermehrung von Kapital hat also nicht mehr unbedingt mit einem realen Wirtschaftswachstum zu tun. Außerdem wird die Welt zunehmend von sozialen Formen geprägt, die meist zentral erdacht und kontrolliert werden und vergleichsweise frei von Inhalt sind. Der US-amerikanische Soziologe George Ritzer (2005) charakterisiert diese Homogenisierung von Waren und Lebensstilen daher auch als Globalisierung des Nichts. Beispiele hierfür seien, so Ritzer, die globalisierten Produktionswege von Kleidern, Möbeln oder Fertiggerichten, die rund um den Globus – relativ unabhängig von der jeweiligen lokalen, regionalen oder nationalen Kultur – produziert und konsumiert werden. Für diese Prozesse der Internationalisierung und Globalisierung spielen die technischen Möglichkeiten und der Ausbau weltweiter Transport- und Kommunikationsstrukturen eine entscheidende Rolle. Die sogenannten neuen Medien ermöglichen,

große geografische Distanzen fast ohne Zeitverlust zu überwinden. Die verbesserte soziale und räumliche Mobilität und die Option, menschliche Beziehungen virtuell gestützt auch über große geografische Distanzen hinweg aufrecht zu erhalten, haben die soziale Strukturierung oberhalb der lokalen und nationalstaatlichen Ebene deutlich verändert und wirken wiederum auf diese zurück (Globalisierung).

Zweitens hat sich das Maß an horizontaler wie vertikaler sozialer Ungleichheit in den bisherigen Nationalstaaten, aber auch zwischen den Staaten verstärkt. Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts haben sich die sozialen Spaltungsprozesse zudem räumlich manifestiert. Bestimmte Städte und Regionen, aber auch einzelne Quartiere und Stadtteile weisen im Vergleich zu anderen Quartieren eine deutlich höhere Zahl von Bewohnerinnen und Bewohnern in Armut, Erwerbslosigkeit oder prekären Beschäftigungsverhältnissen auf (räumliche Segregation). Allerdings sollte dieser Hinweis nicht dahingehend missverstanden werden, Armut konzentriere sich in den Städten des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts nun nur noch in bestimmten sozialen Brennpunkten. Die absolute Mehrheit von Gesellschaftsmitgliedern, die in Armut leben, findet sich noch immer außerhalb dieser markierten «sozialen Brennpunkte», das heißt, sie wohnen und leben verstreut über die jeweilige Gesamtstadt.

Mit der Transformation des bisherigen wohlfahrtsstaatlichen Sicherungssystems werden – drittens – Alternativen zu den bisherigen nationalstaatlichen Integrationsräumen gesucht. Dabei wird zunehmend der Nahraum der einzelnen Gesellschaftsmitglieder in den Blick gerückt. In diesen identifizierten und markierten Einheiten der Familie, der Nachbarschaft oder des Vereins sollen neue kleinformatige Gemeinschaften (Räume der Inklusion) entstehen und damit zugleich zum Bezugspunkt politischer und pädagogischer Programme werden (Territorialisierung). Wenn der Wohlfahrtsstaat, der immer ein nationalstaatliches Konstrukt war, nicht mehr ausreichend Integration für seine Bürgerinnen und Bürger im nationalstaatlichen Kontext anbieten könne, müssten diese in anderer Form in menschliche Schutzgemeinschaften eingebunden werden, so lautet die der Territorialisierung zugrunde liegende Diagnose. Diese sozialen Schutzgemeinschaften hoffen die Protagonisten der Territorialisierungsstrategien im unmittelbaren Umfeld der Menschen mobilisieren zu können (Nahraum).

Wiedererstarkte oder neu geschaffene lokale Gemeinschaften sollen die bisherigen nationalstaatlichen Integrationsräume ersetzen. Viertens werden diese – wieder entdeckten – kleinräumigen Einheiten in ver-

stärktem Maße zu lokalen Sicherheitsgemeinschaften erklärt. Entlang von Milieugrenzen bauen vor allem wohlhabende Bevölkerungsgruppen zunehmend geschlossene Sicherheitsräume aus, die durch erhöhte Polizeipatrouillen und den Einsatz von Sicherheitstechniken (Alarmanlagen, Videoüberwachung, Einsatz privater Sicherheitsdienste) für andere Gesellschaftsmitglieder geschlossen oder für diese nur noch kontrolliert zugänglich gemacht werden. Wohnareale, in denen ein vergleichsweise hoher Anteil von armen und erwerbslosen bzw. prekär beschäftigten Gesellschaftsmitgliedern oder relativ viele Menschen mit Sozialhilfebezug leben, werden zugleich sozial kartografiert und damit als «benachteiligte Stadtteile» identifiziert, die häufig einer verstärkten polizeilichen und kriminalpräventiven Bearbeitung ausgesetzt werden. Legitimiert wird dieses Vorgehen mit dem Hinweis, nur so könne die fehlende Verantwortlichkeit der Bewohner zuerst einmal substituiert und damit wieder Alltagssicherheit geschaffen werden. Mittelfristig werde damit außerdem die Grundlage für eine Re-Aktivierung der notwendigen bürgerschaftlichen Verantwortlichkeit der Bewohnergruppen gelegt (Responsibilisierung).

Die Protagonisten einer sozialraumorientierten Neujustierung Sozialer Arbeit folgern nun häufig im Anschluss an einzelne oder mehrere dieser Raumordnungsaspekte die Notwendigkeit eines verstärkten Lokalisierungsprozesses, einer notwendigen Aufwertung der als benachteiligt beschriebenen Wohnareale, einer neuen Form der kleinräumigen Regulierung – sozialpolitisch wie sozialpädagogisch – oder/und schließlich die Notwendigkeit einer Umgestaltung dieser Räume als Sicherheitsräume. Im Unterschied zu solchen quasi-kausalen Ableitungen einer Notwendigkeit der Sozialraumorientierung aufgrund einzelner Raumordnungsaspekte, müssen solche Schlussfolgerungen als spezifisch (sozial)politische Deutungen ausgewiesen, begründet und verstanden werden, so unsere Behauptung. Davon kann aber in der Mehrzahl der Fälle in der Sozialen Arbeit nicht die Rede sein. Die jeweilige (politische) Interpretation, die mit den Plädoyers für sozialraumorientierte Vorgehensweisen als spezifische Form der fachlichen Reaktion verbunden ist, bleibt zumeist unausgewiesen. Doch was aus den genannten sozialwissenschaftlichen Hinweisen auf die veränderten Raumordnungsaspekte für Konsequenzen gezogen werden, ist keineswegs so eindeutig, wie dies unterstellt wird: In welcher Weise die soziale Ordnung also mit Bezug auf bestimmtes sozialwissenschaftliches Wissen gestaltet wird, ist eine Frage der (politischen) Deutung dieser (sozial)wissenschaftlichen Erkenntnisse. So kann aus der Erkenntnis einer Bildungsbenachteiligung von Mädchen der Schluss gezogen werden,

dass geschlechtsspezifische Ungleichheiten hingenommen werden müssen, weil davon auszugehen ist, dass unterschiedliche Geschlechterrollen und damit verbundene Aufgaben naturgegeben sind. Es kann aber auch gefolgert werden, dass geschlechtsspezifische Angebote in der Schule und der Sozialen Arbeit notwendig sind, weil davon auszugehen ist, dass Mädchen und Jungen unterschiedliche Erziehungsprogramme und Bildungsangebote benötigen. Oder es kann argumentiert werden, dass öffentliche Irritations- und Subversionsstrategien dynamisiert werden müssen, um die herrschenden Deutungsmuster der Zweigeschlechtlichkeit zu unterlaufen. Denn, so würde die Begründungsstrategie in diesem Fall lauten, geschlechtsspezifische Ungleichheiten sind nur dadurch zu überwinden, dass die zugrunde liegende kulturell verankerte Spaltung in Frauen und Männer aufgebrochen wird. Für welche dieser – politisch äußerst differenten – Strategien sich die Soziale Arbeit bzw. die sozialpolitisch Verantwortlichen in der jeweiligen Situation entscheiden, ist aber wiederum nicht zufällig. Vielmehr sind solche Entscheidungen abhängig von den dominierenden Deutungsmustern, das heißt, den kulturellen Vereinbarungen und damit immer den aktuellen Macht- und Herrschaftsverhältnissen: Wer kann aktuell bestimmen, was wie reguliert werden soll? Will Soziale Arbeit die aktuell vorherrschenden Entscheidungsoptionen beeinflussen, muss sie sich diesem Kampf um kulturelle Deutungen und Macht- und Herrschaftsverhältnisse (kulturelle Hegemonie) aktiv stellen, durch eine bewusste Positionierung also politisch werden. Dasselbe gilt für eine raumbezogene Soziale Arbeit: Welche Richtung sie einschlägt, in welcher Weise eine raumbezogene Soziale Arbeit also ausgestaltet wird, ist nicht sozialwissenschaftlich vorherbestimmt, sondern bedarf einer gesonderten Entscheidung, das heißt, der Übersetzung sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse. Diese Übersetzung ist wiederum ein macht- und herrschaftsförmig durchwobener politischer Prozess.

Für die Diskussionen um eine raumbezogene Soziale Arbeit lässt sich festhalten, dass aus der Diagnose einer zunehmenden Globalisierung zwar die Relevanz lokaler Zusammenhänge gefolgert werden kann, wie das in einer ganzen Reihe von Beiträgen zur Sozialraumorientierung Sozialer Arbeit auch getan wird. Es könnte aber auch die Notwendigkeit einer erneuten Stärkung der nationalstaatlichen Ebene geschlussfolgert werden oder die Internationalisierung Sozialer Arbeit oder der politische Kampf für europäische Sozialrechte, um nur einige andere Deutungsvarianten zu illustrieren. Ebenso kann mit Verweis auf die Diagnose einer verstärkten räumlichen Segregation die Mobilisierung der kleinräumig vor-

liegenden Inklusionspotenziale begründet werden. Eine solche Diagnose kann aber auch zu gänzlich anderen Deutungen führen: Beispielsweise als Argument für ein neues Engagement von Bund, Kantonen (oder Bundesländern) und Kommunen zur Bereitstellung öffentlichen Wohnraums an möglichst vielen Stellen der jeweiligen Stadt oder Gemeinde, einen weitgehenden Ausbau des öffentlichen Raums und der öffentlichen Infrastruktur (Transport, Kommunikation, Energieversorgung und soziale Dienste) und eine damit verbundene möglichst kostenfreie Zugänglichkeit für alle Gesellschaftsmitglieder. Die Diagnose eines erhöhten (Kriminalitäts-)Risikos innerhalb bestimmter Bevölkerungsgruppen und Wohnarealen kann schließlich dazu genutzt werden, um Programme einer Aktivierung der Verantwortlichkeiten der betreffenden Wohnbevölkerungseinheiten zu legitimieren. Sie kann aber auch dazu führen, dass die statistische Erfassung von Kriminalität überdacht wird, weil bestimmte Bevölkerungsgruppen – beispielsweise Gesellschaftsmitglieder ohne die Schweizer oder die deutsche Staatsangehörigkeit – sich Vergehen schuldig machen können, die für die genannten Staatsangehörigen gar nicht gelten (vgl. z.B. das bundesdeutsche Ausländerrecht). Schließlich kann auf die Diagnose einer wachsenden Unübersichtlichkeit verwiesen werden, um eine stärkere Identifizierung einzelner Bevölkerungseinheiten zu rechtfertigen, damit man genauer weiß, wo man mit Unterstützungs- oder Aktivierungsmaßnahmen ansetzen soll. Die Diagnose einer wachsenden Unsicherheit in der alltäglichen Lebensführung könnte aber auch zur Legitimation von Bildungsprogrammen genutzt werden, in denen das Leben mit Fremdheit und Differenz im Mittelpunkt steht.

Diese wenigen Beispiele machen unseres Erachtens bereits sehr deutlich, wie wichtig es für eine raumbezogene Soziale Arbeit ist, sich des aktuell bestimmenden politischen Kontextes bewusst zu sein und auf dieser Basis eine Auseinandersetzung um die Vorgehensweisen zu entwickeln und zu dynamisieren, die den Betroffenen möglichst weitgehende Handlungsoptionen eröffnen. Von zentraler Bedeutung ist dabei, sich nochmals des politischen Kontextes zu vergewissern, in dem Soziale Arbeit als öffentliche Instanz der geplanten Unterstützung und bewussten Beeinflussung von Lebensführungsweisen seit dem 19. Jahrhundert entwickelt und installiert wurde.

Herausragendes Kennzeichen der sozialen Ordnungssysteme war spätestens seit dem 19. Jahrhundert, dass ihre Organisation primär in nationalstaatlicher Form geschah. Die Ordnung des Räumlichen findet seither primär in diesem – nationalstaatlichen – Rahmen statt, und die Rede vom

Raum ist daher meistens eine Rede vom nationalstaatlichen Raum. Eng verbunden mit der Etablierung der Nationalstaaten als politischem Regulierungsrahmen ist die Entstehung der Sozialwissenschaften.

Insofern war der analytische Bezugsrahmen beispielsweise für die Soziologie oder die Erziehungswissenschaft fast immer dieser nationalstaatliche Kontext. Das drückt sich beispielsweise in der Qualifizierung der wissenschaftlichen Disziplinen aus, wenn wir von einer englischen Kriminologie, einer französischen Soziologie oder einer österreichischen Erziehungswissenschaft sprechen. Es schien bis weit ins 20. Jahrhundert hinein völlig unstrittig – und ist es häufig noch heute – , nationale Versionen der jeweiligen sozialwissenschaftlichen Disziplin anzunehmen. Denn die raumsoziologischen Analysen der meisten Autorinnen und Autoren bezogen sich doch ebenso auf den sie umgebenden nationalstaatlichen Rahmen wie die Untersuchungen in den Feldern der Sozialgeografie. Demgegenüber wird nur selten von einer europäischen, nordafrikanischen, mittelamerikanischen oder gar internationalen Erziehungswissenschaft oder Politikwissenschaft gesprochen. Und selbst wenn wir dies tun, scheint es uns eher schwer fassbar, was denn nun damit gemeint sein könnte und auf welchen Rahmen sich eine solche Wissenschaft und die damit verbundenen Analysen beziehen könnten. Zugleich deutet eine wachsende Zahl von Arbeiten seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhundert darauf hin, dass dieser nationalstaatliche Ordnungsrahmen zunehmend an Geltung und Gültigkeit verliert. Der für moderne Gesellschaften als gültig angenommene – nationalstaatliche – Ordnungsrahmen verändert sich grundlegend – wenn auch vieles darauf hindeutet, dass er sich keineswegs zugunsten von globalen und/oder regionalen wie lokalen Kontexten auflöst. Aber seine bisherige Gestalt als Schutz-, Integrations- und Regulierungsrahmen wird in eine neue, bisher noch nicht prognostizierbare Gestalt überführt.

Zusammenfassend kann daher an dieser Stelle formuliert werden, dass eine systematische Kontexualisierung der aktuellen Rede von Raum und Räumlichkeit und der damit verbundenen Raumordnungsprozesse die Möglichkeit eröffnet, auf dieser Basis eine eigene – fachlich-reflexive und damit professionelle – Position in den Auseinandersetzungen um die politische und pädagogische Gestaltung des Räumlichen entwickeln und einnehmen zu können (Positionierung). Kontextualisierung und Positionierung markieren unseres Erachtens die beiden entscheidenden Dimensionen eines professionellen Umgangs mit der veränderten Ordnung des Räumlichen und einer entsprechenden neuen Rede vom Raum – unabhängig ob diese nun von Sozialpädagogen, Quartiersmanagerinnen oder Regio-

nalplanern realisiert wird. Kontextualisierung und Positionierung können somit als die beiden Stützpfeiler einer professionellen und damit immer notwendigerweise reflexiven räumlichen Haltung verstanden werden. Und eine solche räumliche Haltung sollte im Zentrum einer angemessenen raumbezogenen Sozialen Arbeit stehen, die in begrifflicher Absetzung zur Sozialraumorientierung daher als «Sozialraumarbeit» bezeichnen.

Welche Konsequenzen sich aus dem Gesagten für eine solche Sozialraumarbeit ergeben, umreißen wir im abschliessenden Kapitel.

Reflexive räumliche Haltung als professioneller Umgang mit der Neuordnung des Räumlichen – Grundlagen der Sozialraumarbeit

Die Einnahme einer reflexiven räumlichen Haltung konkretisiert sich durch eine systematische Kontextualisierung des jeweiligen Handlungsraumes, das heißt, eine systematische und möglichst umfassende Inblicknahme des Erbringungszusammenhangs, so unsere These. Die Beteiligten machen sich im Idealfall bewusst, dass Interessen- und damit Macht- und Herrschaftskonstellationen vorliegen und welche. Diese Bewusstmachung rückt ihnen zugleich die Grenzen des aktuell Möglichen in den Blick. Das heißt, sie verdeutlicht, was gewollt und was nicht gewollt ist. Entscheidend für eine Sozialraumarbeit ist nun nicht nur das Gewollte, sondern gerade auch das Nicht-Gewollte. Denn eine solche Bearbeitung der bestehenden Grenzen kann Handlungsoptionen der Nutzerinnen und Nutzer eröffnen oder erweitern.

Damit ist der zweite relevante Punkt für eine reflexive räumliche Haltung als Kernbestandteil einer Sozialraumarbeit bereits angedeutet: die notwendige (politische) Positionierung. Denn ein Dilemma raumbezogener Vorgehensweise liegt darin, dass jede bewusste und geplante Intervention bestimmte Deutungen (re)produziert, das heißt, Beschreibungskategorien verwendet. Solche Kategorisierungen sind aber immer begrenzte Deutungen, das heißt, Beschreibungen, die Bestimmtes fokussieren und zugleich Anderes systematisch ausschließen. Auch eine kritische Inblicknahme kommt nicht um eine Kategorisierung umhin und verwendet weiterhin bestimmte vereinheitlichende Kategorien, die qualitative Differenzen übergehen müssen. Dennoch muss es darum gehen, diese Kategorien möglichst offen zu handhaben, das heißt, ihre Deutungen immer wieder in einen kritischen Verständigungsprozess einzuspeisen. Das darf nicht als beliebiges Kategorisieren missverstanden werden, frei nach dem Motto: «Alles ist möglich». Denn Kategorien sind historisch-kulturelle Verständigungsinstrumente, die nicht einfach beliebig verändert werden können.

Gleichzeitig stellen sie und politisch aufgeladene Deutungsmuster dar und diese vorherrschenden Kategorien sollten nicht einfach reproduziert werden, wenn ihre Begrenzungen bewusst mit in den Blick genommen werden sollen.

Eine reflexiv-räumliche Haltung erfordert daher das Einnehmen einer bewussten Positionierung, beispielsweise als nicht-territorialisierende raumbezogene Sozialraumarbeit. Damit rückt der dritte und letzte Punkt in den Blick: Sozialraumarbeit ist nicht per se gut oder auf der richtigen Seite. Ihre Position hat sie zu legitimieren – kommunalpolitisch, fachlich und gegenüber den Nutzerinnen und Nutzern.

Diese Legitimationsarbeit ist gerade angesichts der Transformation des bisherigen wohlfahrtsstaatlichen Arrangements von entscheidender Bedeutung. Denn die Soziale Arbeit insgesamt steht unter Legitimationsdruck. Diesem Druck begegnet sie aber nur unzureichend, indem sie für bestimmte Generalkonzeptionen, wie eine Sozialraumorientierung als allgemeines Leitprinzip, plädiert. Vielmehr muss sie sehr konkret und situationsspezifisch verdeutlichen, warum eine öffentliche Unterstützungs- und Beeinflussungsinstanz menschlicher Lebensführung sinnvoll und notwendig ist. Die Einnahme einer solchen – durchaus sehr anspruchsvollen – reflexiv-räumlichen Haltung ist permanente Aufgabe, die nicht durch die Vereinbarung eines organisatorischen Leitbildes fixierbar ist. Sie kann auch nicht durch einzelne Fachkräfte allein realisiert werden. Vielmehr erfordert sie entsprechende (kommunal)politische und organisatorische Ermöglichungsbedingungen. Die Sozialraumarbeit ist kein fertiges raumbezogenes Handlungskonzept im Sinne einer alternativen Sozialraumorientierung. Vielmehr bietet sie im Sinne der reflexiv-räumlichen Haltung einen Reflexionsrahmen an, der zu beachten ist, wenn konkrete und situationsspezifische raumbezogene Konzeptionen entwickelt oder weiterentwickelt werden (vgl. beispielhaft Gerstner et al. 2007). Soziale Arbeit ist immer ortsbezogene Aktivität, dennoch folgert aus den hier vorgelegten Überlegungen ein anderer Umgang mit diesen Orten. Wenn eine raumbezogene Soziale Arbeit diese veränderte Verortung realisiert, kann sie einen echten Entwicklungsschritt für die Soziale Arbeit insgesamt markieren und vollziehen.

Soziale Arbeit ist immer an einen konkreten Ort gebunden. Orte, die heute auch virtuelle Räume sein können, beispielsweise eine Online-Beratungsplattform für Kinder und Jugendliche.

Soziale Arbeit ist auch daher gezwungen, sich aktiv und explizit zu verorten. Dazu muss sie sich aber bewusst werden, welche Bedeutung diese

konkreten Ort für die verschiedenen Handelnden auf den unterschiedlichen politischen, praktischen und alltäglichen Ebenen haben, welche Ressourcen in ihnen stecken, welche durch sie verbaut werden und wie diese oder andere unzugänglichen Ressourcen im Sinne einer Erweiterung oder einer Eröffnung von Handlungsoptionen für die Akteure genutzt werden können. Im Prozess einer solchen reflexiven Verortung werden im Idealfall neue Positionen, welche die spezifische Situation der beteiligten Akteure auszeichnen, möglich. Diese Positionen bilden dann wieder die Grundlage von Handlungs- und Verortungsstrategien auch für politische Auseinandersetzungen der beteiligten Akteure und Organisationen. Der Ort wird damit als eine Verhandlungsressource betrachtet, wie ihn Encarnación Gutiérrez Rodríguez (1999) versteht: Ein Ort, an dem sich die herrschenden Verteilungs-, Arbeits- und offiziellen Zugehörigkeitsmodelle reflektieren und von dem aus sich Zugangsmöglichkeiten ebenso wie Schließungsmechanismen eröffnen. Verortungsprozesse stellen insofern soziale Praktiken dar, mit denen spezifische räumliche Kontexte, die das Ergebnis vormaliger sozialer Praktiken sind, verändert, bestätigt oder verworfen werden. Nicht weniger, aber auch nicht mehr als eine explizite und transparente Positionierung innerhalb dieser Prozesse ist die Aufgabe einer raumbezogenen Sozialen Arbeit im Sinne der Sozialraumarbeit. Die (Weiter-)Entwicklung einer solchen Sozialraumarbeit kann der Sozialen Arbeit ein immenses Innovationspotenzial eröffnen und ihr zudem die neuerliche politische Legitimation in post-wohlfahrtsstaatlichen Zeiten erleichtern. Dieser Prozess steht allerdings erst am Anfang.

Literatur

Bauman, Z.: *Vom Nutzen der Soziologie.* Frankfurt a.M. 2000.

BMFSFJ: *«Entwicklung und Chancen junger Menschen in sozialen Brennpunkten» (E & C). Programmpapiere 1999.* Online: www.bmfsfj.de (11. Oktober 2003).

Bourdieu, P.: Ortseffekte. In: ders. et al.: *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft.* Konstanz 1997, S. 159–167.

Budde, W./Früchtel, F./Hinte, W.: *Sozialraumorientierung. Wege zu einer veränderten Praxis.* Wiesbaden 2006.

Gerstner, W./Kniffki, J./Reutlinger, Chr./Zychlinski, J. (Hrsg.): *Deutschland als Entwicklungsland. Transnationale Perspektiven Sozialräumlichen Arbeitens.* Freiburg i. Brsg. 2007.

Gutiérrez Rodríguez, E.: *Intellektuelle Migrantinnen. Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung.* Opladen 1999.

Hamburger, F./Müller, H.: «Die Stimme der AdressatInnen» im Kontext der sozialraumorientierten Weiterentwicklung der Hilfen zur Erziehung. In: Bitzan, M./Bolay, E./Thiersch, H. (Hrsg.): *Die Stimme der Adressaten: empirische Forschung über Erfahrungen von Mädchen und Jungen in der Jugendhilfe.* Weinheim und München 2006, S. 13–38.

Hinte, W./Treeß, H.: *Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik.* Weinheim und München 2007.

Jordan, E. et al.: *Sozialraumorientierte Planung. Begründungen, Konzepte, Beispiele.* Institut für soziale Arbeit e.V. Expertise im Auftrag der Regiestelle E&C der Stiftung SPI. Münster 2001.

Kessl, F./Krasmann, S.: Sozialpolitische Programmierungen. In: Kessl, F./Reutlinger, Chr./Maurer, S./Frey, O. (Hrsg.): *Handbuch Sozialraum.* Wiesbaden 2005, S. 227–246.

Kessl, F./Landhäußer, S./Ziegler, H.: Sozialraum. In: Dollinger B./Raithel, J. (Hrsg.): *Aktivierende Sozialpädagogik – ein kritisches Glossar.* Wiesbaden 2006, S. 191–216.

Kessl, F./Maurer, S.: Soziale Arbeit. In: Kessl, F./Reutlinger, Chr./Maurer, S./Frey, O. (Hrsg.): *Handbuch Sozialraum.* Wiesbaden 2005, S. 111–128.

Kessl, F./Reutlinger, Chr./Maurer, S./Frey, O. (Hrsg.): *Handbuch Sozialraum.* Wiesbaden 2005.

Kessl, F./Reutlinger, Chr.: *Sozialraum. Eine Einführung.* Wiesbaden 2007.

Köngeter, St./Esser, F./Thiersch, H.: Sozialraumorientierung – Innovation oder Ideologie? In: Peters, F./Koch, J. (Hrsg.): *Integrierte erzieherische Hilfen. Flexibilität, Integration und Sozialraumbezug in der Jugendhilfe.* Weinheim und München 2004, S. 75–100.

Landeshauptstadt München (Sozialreferat Stadtjugendamt)/Deutsches Jugendinstitut/Fachhochschule München (Fachbereich Sozialwesen) (Hrsg.): *Tagungsdokumentation. Sozialraumorientierung in der Münchner Kinder- und Jugendhilfe. Bilanzierung – Qualität – Perspektiven.* Februar 2005. online: www.muenchen.de/cms/prod1/mde/_rubriken/Rathaus/85_soz/08_veroeffentl/pdf/196_tagungsdokumentationsozialraum.pdf (20. Oktober 2006).

Langhanky, M./Frieß, C./Hußmann, M./Kunstreich, T.: *Erfolgreich sozial-räumlich handeln. Die Evaluation der Hamburger Kinder- und Familienhilfezentren.* Bielefeld 2004.

Lefebvre, H.: *The production of space.* Oxford 1991 (Original 1974).

Lippuner, R.: *Raum, Systeme, Praktiken. Zum Verhältnis von Alltag, Wissenschaft und Geographie.* Stuttgart 2005.

Loo, H. van der/ Reijen, W. van: *Modernisierung. Projekt und Paradox.* München 1997 (2. Auflage).

Löw, M.: *Raumsoziologie.* Frankfurt/Main 2001.

May, M.: Sozialraum. Unterschiedliche Theorietraditionen, ihre Entstehungsgeschichte und praktische Implikationen. In: *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich.* 21. Jg., 2001, Heft 82, S. 5–24.

Miller, D.: *On Nationality.* Oxford 1995.

Oehme, A./Beran, Chr. M./Krisch, R.: *Neue Wege in der Beschäftigungsförderung für Jugendliche. Untersuchung von Potenzialen in der Praxis der Jugendarbeit zur Gestaltung von sozialräumlichen Beschäftigungsprojekten. Verein Wiener Jugendzentren.* Wien 2006. online: www.jugendzentren.at/news/infos/06–07_juli/vjz_studie.pdf (9.10.2006)

Otto, H.-U./Ziegler, H.: Sozialraum und sozialer Ausschluss. Die analytische Ordnung neo-sozialer Integrationsrationalitäten in der Sozialen Arbeit (Teil 1). In: *Neue Praxis.* 34(2) 2004a, S. 117–135.

Otto, H.-U./Ziegler, H.: Sozialraum und sozialer Ausschluss. Die analytische Ordnung neo-sozialer Integrationsrationalitäten in der Sozialen Arbeit (Teil 2). In: *Neue Praxis.* 34(3) 2004b, S. 271–291.

Projekt Netzwerke im Stadtteil (Hrsg.): *Grenzen des Sozialraums. Kritik eines Konzepts – Perspektiven für Soziale Arbeit.* Wiesbaden 2005.

Reutlinger, Chr.: *Jugend, Stadt und Raum. Sozialgeographische Grundlagen einer Sozialpädagogik des Jugendalters.* Opladen 2003.

Reutlinger, Chr.: *Raum, Soziale Entwicklung und Ermöglichung. Eine Diskursperspektive für die Sozialpädagogik.* Habilitationsschrift TU Dresden 2006.

Ritzer, G.: *Globalisierung des Nichts.* Konstanz 2005

Röttger, B./Wissen, M.: (Re)Regulationen des Lokalen. In: Kessl, F./Reutlinger, Chr./Maurer, S./Frey, O. (Hrsg.): *Handbuch Sozialraum.* Wiesbaden 2005, S. 207–224.

Schipmann, W.: «Sozialraumorientierung» in der Jugendhilfe. Kritische Anmerkungen zu einem (un-)zeitgemäßen Ansatz. In: Merten, R. (Hrsg.): *Sozialraumorientierung. Zwischen fachlicher Innovation und rechtlicher Machbarkeit.* Weinheim und München 2002, S. 127–150.

Schmid, Chr.: *Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes.* Stuttgart 2005.

Schroer, M.: *Räume, Ort, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raumes.* Frankfurt/Main 2006.

Soja, E.: *Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social Theory.* London (Verso) 1989.

Werlen, B./Reutlinger, Chr.: Sozialgeographie. In: Kessl, F./Reutlinger, Chr./Maurer, S./Frey, O. (Hrsg.): *Handbuch Sozialraum.* Wiesbaden 2005, S. 49–60.

Anmerkungen

1 Der vorliegende Text ist auf der Grundlage des Lehrbuchs «Sozialraum – eine Einführung» entstanden, welches im Frühjahr 2007 beim VS-Verlag für Sozialwissenschaften Wiesbaden erschienen ist.

Motivationssemester als Angebote im Übergang von der Schule in Ausbildung und Arbeit : Wirkungen, Grenzen und künftige Entwicklungen eines Handlungsfeldes der Sozialen Arbeit

Autor(en): **Müller, Brigitte / Schaffner, Dorothee**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit = Revue suisse de travail social**

Band (Jahr): **- (2007)**

Heft 2

PDF erstellt am: **02.07.2020**

Persistenter Link: http://doi.org/10.5169/seals-832515

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Brigitte Müller und Dorothee Schaffner

Motivationssemester als Angebote im Übergang von der Schule in Ausbildung und Arbeit – Wirkungen, Grenzen und künftige Entwicklungen eines Handlungsfeldes der Sozialen Arbeit

Zunahme riskanter diskontinuierlicher Verläufe nach der obligatorischen Schule

Die Berufswahl und die Suche nach einem Ausbildungsplatz gehören zu den zentralen Entwicklungsaufgaben der Jugendphase.[1] Weit weniger als früher können und müssen Jugendliche sich heute aber an gesellschaftlich vorstrukturierten, sozial normierten und kontrollierten Lebensläufe orientieren – durch die gesellschaftliche Modernisierung und Individualisierung hat das Ausmass an Entscheidungsmöglichkeiten bei der Realisierung von Lebensentwürfen enorm zugenommen.[2] Der Verlust traditioneller Sicherheit[3] erhöht aber auch die Anforderungen an Reflexions- und Orientierungsfähigkeiten und birgt die Gefahr der Desintegration, wenn individuelle und soziale Bewältigungsressourcen fehlen. Die Anforderungen im Übergang sind jedoch nicht nur aufgrund gewandelter gesellschaftlicher Bedingungen gestiegen. Seit Ende der 80er-Jahre haben schlechte Konjunkturlagen europaweit zu steigenden Arbeitslosenzahlen und einer Zunahme prekärer Arbeitsverhältnisse geführt, wovon Jugendliche und junge Erwachsene – auch in der Schweiz – besonders betroffen sind.[4] Nebst der Wirtschaftslage prägt der grundlegende Strukturwandel der Wirtschaft den Übergang der Jugendlichen von der Schule in die Ausbildung und Erwerbstätigkeit. Seit den 70er-Jahren hat sich die Schweiz von einer Industrie- und Produktions- in eine Dienstleistungsgesellschaft gewandelt[5] – eine Entwicklung, die zu stetig steigenden Anforderungen in der Berufsbildung und in der Folge zu einer Bildungsexpansion, d.h. einer Zunahme höherer Bildungsabschlüsse, geführt hat.

Trotz der grösseren Vielfalt an bildungs- und berufsbiografischen Wahlmöglichkeiten haben die veränderten Bedingungen einen erhöhten Druck auf die Jugendlichen zufolge. Es besteht die gesellschaftliche Norm und soziale Erwartung, nach der obligatorischen Schulzeit mög-

lichst rasch eine zertifizierende nachobligatorische Ausbildung zu beginnen – für Such-, Orientierungs- und Reflexionsprozesse bleibt wenig Raum. Am deutlichsten manifestieren sich die Folgen der beschriebenen Phänomene in der Zunahme diskontinuierlicher nachobligatorischer Bildungsverläufe, die gekennzeichnet sind durch provisorische Ausbildungs- und Berufsentscheide und Abbrüche, insbesondere aber durch eine vermehrte Inanspruchnahme sogenannter Zwischenlösungen zwischen obligatorischer Schule und dem Einstieg in die berufliche Grundbildung auf Sekundarstufe II. Die Längsschnittstudie TREE, die die Ausbildungsverläufe der PISA-Kohorte nach Austritt aus der obligatorischen Schule nachzeichnet, zeigt, dass annähernd ein Viertel der Jugendlichen den Übergang von der Schule in eine berufliche Grundbildung nicht linear vollzieht.[6]

Diskontinuierliche Verläufe sind an sich kein neues Phänomen,[7] neu ist jedoch, dass sie für gewisse Jugendliche mit einem erhöhten Desintegrationsrisiko verbunden sind. Jugendliche, die eine Zwischenlösung besuchen, weisen typische Merkmale auf: Quantitative Untersuchungen zeigen, dass sie tendenziell weiblich und in der Deutschschweiz wohnhaft sind und aus Familien mit einem niedrigen sozio-ökonomischen Status und/oder Migrationsvorgeschichte stammen.[8] Besonders deutlich treten die Benachteiligung auf dem Lehrstellenmarkt und die daraus resultierende erhöhte Wahrscheinlichkeit eines diskontinuierlichen Verlaufs für Schulabgängerinnen und -abgänger mit niedrigem Schulabschluss zutage.[9] Da das Missverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage zu einem Verdrängungskampf führt, haben Jugendliche mit höherem Schulabschluss deutlich bessere Chancen.[10]

Mögliche Folgen der Diskontinuität zeigen sich u.a. darin, dass 11% der Jugendlichen der PISA-Kohorte vier Jahre nach der Basisbefragung ohne Abschluss aus der nachobligatorischen Ausbildung ausgestiegen sind,[11] wobei das Risiko der Ausbildungslosigkeit ähnlich verteilt ist wie bei den Zwischenlösungen. Die TREE-Auswertungen zeigen, dass Jugendliche und junge Erwachsene ohne nachobligatorischen Bildungsabschluss deutlich häufiger von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Die letzte Schweizerische Sozialhilfestatistik[12] dokumentiert zudem das hohe Risiko junger Erwachsener ohne berufliche Grundbildung, von der Sozialhilfe abhängig zu werden. Besonders betroffen sind von der gesamten Problematik Jugendliche und junge Erwachsene mit Migrationshintergrund: Ihre Chance, eine Lehrstelle zu finden, liegen bei gleichen formalen Qualifikationen viermal tiefer als diejenige junger Schweizerinnen und Schweizer.[13] Zwischen 15 und 20% eines Jahrgangs ausländischer Jugendlicher – insbesondere aus soge-

nannt bildungsfernen und sozio-ökonomisch schlecht gestellten Familien – absolvieren auf längere Sicht keine berufliche Ausbildung. Hieraus wird ersichtlich, dass es sich bei der Benachteiligung von Jugendlichen mit Migrationsvorgeschichte nicht nur um eine «Ausländerproblematik» handelt, sondern ein ebenso enger Zusammenhang mit sozio-ökonomischer bzw. schichtspezifischer Benachteiligung besteht.

Unterstützungsangebote im Übergang

Als Reaktion auf den wachsenden Engpass auf dem Schweizer Lehrstellenmarkt und die Zunahme der Jugendarbeitslosigkeit wurden in der Schweiz ab Mitte der 90er-Jahre verschiedene Massnahmen zur Verbesserung der Situation getroffen, was zu einem starken Zuwachs an Hilfs-, Förderungs- und Unterstützungsangebote für Jugendliche führte.[14]

Nach den Bundesbeschlüssen zur Verbesserung des Lehrstellenangebots und der beruflichen Grundbildung (Lehrstellenbeschluss I und II; Laufzeit 1996–2005) prägt gegenwärtig das neue Berufsbildungsgesetz (BBG), das im Jahr 2004 in Kraft trat, die Ausgestaltung der Unterstützungsangebote im Übergang von der Schule in die Berufsbildung. Es bietet Hand zu einer Vereinheitlichung und Regelung bestehender Angebote für Jugendliche, die nach der obligatorischen Schulzeit keine Lehrstelle finden und keine allgemeinbildende Schule besuchen. Gemäss Umsetzungsempfehlungen, deren Einhaltung die Voraussetzung für eine staatliche Finanzierung ist, sollen alle Unterstützungsangebote der Sekundarstufe II und somit den kantonalen Berufsbildungsämtern angegliedert werden. Als oberstes Ziel wird die «raschmöglichste Integration der Jugendlichen in eine ordentliche, ihren Kapazitäten angemessene berufliche Ausbildung» genannt.[15] Der Begriff Brückenangebote wird in den BBT-Empfehlungen als Standard für diese Art von Massnahmen eingeführt. Die vorgeschlagene Unterteilung in drei Typen von Brückenangeboten (allgemeinbildende/schulisch, kombiniert schulisch/praktisch, integrativ mit Schwerpunkt Erlernen einer Landessprache) hat sich heute weitgehend durchgesetzt. Die Dauer der Brückenangebote entspricht einem Schuljahr.

Der wachsenden Anzahl Jugendlicher ohne Ausbildung und Arbeit wurde auch in der Revision des Arbeitslosen- und Insolvenzversicherungsgesetzes (AVIG) Rechnung getragen. Im Zusammenhang mit der Schaffung der arbeitsmarktlichen Massnahmen,[16] deren Besuch durch die Versicherten Voraussetzung für den Leistungsbezug ist, wurden unter dem Namen Motivationssemester Beschäftigungsprogramme für stellenlose Schulabgänger und Schulabgängerinnen initiiert. Deren Ziel ist ähnlich dem der

Brückenangebote die Vermittlung in eine berufliche Grundbildung.[17] Die Angebote richten sich speziell an Schulabgänger und Schulabgängerinnen (bis ca. 20 Jahre), die keine Lehrstelle gefunden haben, kein Brückenangebot besuchen, sich als arbeitslos melden und ALV-bezugsberechtigt sind.[18] Dies trifft auf Jugendliche zu, die unabhängig von der Beitragszeit seit mindestens 10 Jahren in der Schweiz wohnhaft sind oder mehr als zwölf Monate gearbeitet haben. Während Aufsicht und Koordination der Massnahmen beim Staatssekretariat für Wirtschaft (SECO) liegen, erfolgt der Vollzug des AVIG durch die kantonalen Arbeitsämter[19], wobei die Programme von staatlichen Institutionen oder von Non-Profit-Organisationen (Stiftungen, Vereine) im Leistungsauftrag durchgeführt werden. Die Dauer des Motivationssemesters beschränkt sich in der Regel auf sechs, maximal zwölf Monate. Die Revision des AVIG führte ab 2003 zu einer Öffnung der Massnahme für Jugendliche, die die Beitragspflicht nicht erfüllen. In diesen Fällen bezahlt die ALV 20% der Beiträge an Bildungs- und Beschäftigungsmassnahmen, sofern der Kanton oder andere Kostenträger den restlichen Betrag übernehmen. Mitbedingt wurde diese Öffnung durch die zunehmende Anzahl Jugendlicher und junger Erwachsener in der Sozialhilfe, die häufig gravierende psychische, soziale und finanzielle Schwierigkeiten haben, die ihnen den Einstieg in eine berufliche Grundbildung erschweren.[20] Sowohl die Brückenangebote wie auch die Motivationssemester haben keine qualifizierende Funktion und werden in dem Sinne auch nicht als Teil oder Teilabschluss der Berufsbildung anerkannt.

Von zunehmender Bedeutung im Übergangsystem sind auch Mentoring- und Coachingprojekte, die in den letzten Jahren in verschiedenen Kantonen entstanden sind und als viel versprechend bewertet werden.[21] Neben Brückenangeboten, Motivationssemestern und individueller Unterstützung durch Mentoring und Coaching besteht in unterschiedlichem Institutionalisierungsgrad eine Vielzahl weiterer Zwischenlösungen:[22] dazu gehören Praktika, Sozialjahre, Au-pair- und Sprachaufenthalte sowie zehn Schuljahre in Privatschulen oder Internaten.

Neben den durch die gesetzlichen Grundlagen bestimmten Ziele der Angebote, nämlich mit den Jugendlichen einen Einstieg in eine zertifizierende nachobligatorische Ausbildung zu erarbeiten, werden den Angeboten im Übergang im bildungspolitischen Diskurs folgende Funktionen zu geschrieben:[23]

Kompensationsfunktion: Wird davon ausgegangen, dass Jugendlichen der Einstieg in eine nachobligatorische Ausbildung aufgrund schuli-

scher, sprachlicher oder anderer Defizite nicht gelingt, kommt den Angeboten die Funktion zu, diese Defizite zu beheben, zu kompensieren.

Orientierungsfunktion: Die Angebote bieten Jugendlichen, die sich bezüglich ihrer Berufswahl unsicher sind, Entscheidungs-, Orientierungs- und Einstiegshilfe.

Systemische Pufferfunktion: Während die ersten beiden Funktionszuschreibungen individuelle Schwierigkeiten und Risikomerkmale in den Vordergrund rücken, bezieht sich die Funktion der Angebote als «Puffer» auf das strukturell bedingte Risiko, das durch ein Ungleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Ausbildungsmarkt der Sekundarstufe II entsteht. Unter diesem Blickwinkel können die Angebote zu «organisierten Wartebänken» für Jugendliche werden, die aufgrund der Angebotsknappheit nicht direkt in eine zertifizierende nachobligatorische Ausbildung einsteigen können.

Die beschriebenen Veränderungen des Arbeitsmarktes und der Berufsbildung haben dazu geführt, dass die Zwischenlösungen dasjenige Angebot des schweizerischen Bildungssystems sind, das in den vergangenen zehn Jahren am explosivsten gewachsen ist.[24] Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass das System der Angebote im Übergang von der obligatorischen Schule in die Sekundarstufe II durch eine Vielfalt an Angeboten mit unterschiedlichen Institutionalisierungsgraden, unterschiedlicher formaler Anbindung und gesetzlicher Grundlage gekennzeichnet ist.[25] Grundsätzlich ist es positiv zu bewerten, dass in kurzer Zeit eine Vielzahl an Angeboten und Initiativen geschaffen werden konnte, war doch schnelles Reagieren auf die Lehrstellenproblematik gefordert. Gegenwärtig stellen sich jedoch vermehrt Fragen nach der *Wirksamkeit,* den beabsichtigen und möglicherweise auch unbeabsichtigten (Aus-)*Wirkungen der Angebote,* den *Grenzen bei der Umsetzung der Ziele* sowie nach den *zukünftigen Entwicklungen.*

Studie zu den Angeboten im Übergang: Ziele und Methoden

Am Institut Kinder- und Jugendhilfe der Hochschule für Soziale Arbeit an der Fachhochschule Nordwestschweiz wurde im Jahr 2006 eine Studie zu oben genannten Fragen und den Angeboten im Übergang von der Schule in die berufliche Bildung durchgeführt.[26] Im Vordergrund standen dabei exemplarisch die Motivationssemester, da die Jugendlichen hier besonders häufig von den beschriebenen Risiko- und Problemlagen betroffen sind. Aus diesem Grund haben sich die Motivationssemester tendenziell als Handlungsfeld der Sozialen Arbeit etabliert, während in den Brückenange-

boten mehrheitlich Fachpersonen der Pädagogik tätig sind. Fachpersonen aus Sozialarbeit und Sozialpädagogik sind in den Motivationssemestern hauptsächlich in den Bereichen Beratung, Coaching und Lehrstellensuche tätig, da sich sozialpädagogische Ansätze in der Arbeit mit dieser Gruppe Jugendlicher zu bewähren scheinen.

Untersucht wurden die *aktuelle Ausgestaltung des Übergangssystems* in mehreren Kantonen der Deutschschweiz (AG, BL, BS, BE, ZH und ZG), die *Probleme und Lösungsansätze an verschiedenen interinstitutionellen Schnittstellen*, die *Problemlagen der betroffenen Jugendlichen* aus Sicht der involvierten Akteure sowie deren Einschätzungen zur *Wirksamkeit* und *künftigen Entwicklungen* des Feldes. Ein Hauptanliegen der Studie bestand darin, das Wissen, die Sichtweise, die Fachkompetenz und die Erfahrungen aus dem beruflichen Alltag der befragten Personen – insbesondere auch der Fachpersonen aus Sozialpädagogik und Sozialarbeit, die mit den Jugendlichen arbeiten – nutzbar zu machen. Deshalb ist die Untersuchung im Rahmen eines qualitativen Zugangs[27] als Befragung von Expertinnen und Experten angelegt. Als solche werden Personen verstanden, die entweder Verantwortung tragen für den Entwurf, die Implementierung oder die Kontrolle einer Problemlösung oder aber über einen privilegierten Zugang zu Informationen über Personengruppen oder Entscheidungsprozesse verfügen.[28]

Befragt wurden Akteure unterschiedlicher Systemebenen: Die in den ausgewählten Kantonen für Brückenangebote und Motivationssemester zuständigen Behördenvertreter und -vertreterinnen aus Berufsbildungs- bzw. Arbeitsämtern wurden mittels eines Fragebogens befragt. Dieser wurde anhand der oben aufgeführten Themen entwickelt und ausformuliert, wobei eine offene Frage- und Antwortform gewählt wurde, damit die Befragten selber bestimmen konnten, wie ausführlich sie die Fragen beantworten wollten. Alle angefragten Personen füllten den Fragebogen aus. In den Motivationssemestern wurden mit den Projektleitenden Gruppendiskussionen[29] durchgeführt. Es wurde ein Leitfaden mit offenen Fragen entwickelt, anhand dessen die Gespräche geleitet und moderiert wurden.[30]

Die Fragebogen und Gruppendiskussionen wurden inhaltsanalytisch ausgewertet.[31] Die Auswertung orientierte sich an thematischen Einheiten bzw. inhaltlich zusammengehörigen, über die Texte verstreute Passagen zu bestimmten Themen und nicht an der Sequenzialität der Texte wie bei anderen Interviewformen (z.B. biografische oder narrative Interviews). Die zentralen Kriterien zur Auswertung des Materials wurden aus

den Fragestellungen der Untersuchung abgeleitet; es wurden die von den befragten Fachleuten als relevant erachteten Aspekte zu den interessierenden Themen zu Kategorien zusammengefasst und strukturiert. Die Auswertung erfolgte mittels der Software Atlas.ti.

Bei einer ersten Sichtung der Fragebogen, Gruppendiskussionen und Einzelinterviews fiel auf, dass sich die Einschätzungen der befragten Personen aus Ämtern oder Angebotsträgern (Motivationssemestern) sowie zwischen den Kantonen nicht wesentlich unterschieden. Die Inhaltsanalyse bezieht sich deshalb in der Regel auf das gesamte Datenmaterial.

In den folgenden Abschnitten werden Befunde aus der hier beschriebenen Studie unter Bezugsnahme auf weitere aktuelle Forschungsliteratur dargestellt und diskutiert. Im Vordergrund stehen dabei die Einschätzung der Wirkungen und bestehenden Problematiken auf Systemebene durch die involvierten Akteure, die Wirkungen und die Umsetzungsschwierigkeiten auf individueller Ebene sowie absehbare künftige Entwicklungen des Feldes, die in Bezug auf die oben beschriebenen Funktionen der Angebote im Übergang diskutiert werden.

Ergebnisse und Diskussion

Wirksamkeit, Grenzen und Erfordernisse auf Systemebene

Bezüglich der Ausgestaltung des Übergangssystems wird aus der Befragung deutlich, dass sich das System gegenwärtig in einer Phase der *Konsolidierung* befindet und die zentralen Anliegen der in den 90er Jahren initiierten Massnahmen und Projekte zur Verbesserung der Situation lehrstellenloser Jugendlicher greifen. Die *Wirksamkeit* der verschiedenen Angebote ist in Anbetracht der Tatsache, dass rund zwei Drittel der Jugendlichen eine Anschlusslösung finden, grundsätzlich positiv zu bewerten: zwischen 60 und 70% der Jugendlichen gelingt nach einem Brückenangebot der Übertritt in eine zertifizierende Ausbildung der Sekundarstufe II (Anschlussquote). In den Motivationssemestern liegt die Anschlussquote ebenfalls bei etwa 70%,[32] wobei wiederum ausländische Jugendliche und solche mit niedrigem Schulabschluss geringere Chancen haben.[33] Über die Wirksamkeit von Mentoring- und Coachingprogrammen sowie privaten Zwischenlösungen sind keine Zahlen verfügbar.

Die Fokussierung auf Anschlussquoten als Indikator für die Wirksamkeit der Programme ist aber auch kritisch zu hinterfragen, sagen sie doch wenig darüber aus, wie nachhaltig eine Lösung ist, z.B. ob eine begonnene Ausbildung tatsächlich abgeschlossen wird. Wenn der Erfolg der Programme ausschliesslich an Anschlussquoten gemessen wird, besteht die

Gefahr, dass Jugendliche «um jeden Preis» im nächsten verfügbaren Angebot platziert werden, um sie zu «versorgen» oder zu «parkieren». Wie im nächsten Kapitel deutlich wird, kann durch die Begleitung und Stabilisierung wichtiger Entwicklungsschritte unter Umständen eher eine dauerhafte Wirkung erzielt werden, als durch eine rasche Vermittlung, an deren Ende womöglich für den Jugendlichen eine (weitere) Erfahrung des Scheiterns steht. Die *Einführung von differenzierten und ganzheitlichen Zielvorgaben und Wirksamkeitskriterien und eine Flexibilisierung bezüglich der zeitlichen Begrenzung der Angebote* würden es erlauben, Teilziele und Wirksamkeitskriterien individuell festzulegen und zu überprüfen und so die Angemessenheit und Wirksamkeit der eingesetzten Mittel zu erhöhen. Eine flexiblere Handhabung der möglichen Dauer der Angebote würde der Dynamik und den individuellen Unterschieden von Entwicklungsprozessen eher gerecht als die strikte Beschränkung auf sechs bzw. zwölf Monate.

Nach wie vor besteht eine *grosse Vielfalt an Angeboten und Projekten*, und die Übergangssysteme der untersuchten Kantone unterscheiden sich beträchtlich. Dies hat den Vorteil, dass die Strukturen den lokalen und regionalen Verhältnissen angepasst sind. Es birgt aber die Gefahr, dass jeder Kanton bezüglich neu entstehender Probleme und Zielgruppen «das Rad neu erfindet» – dies umso mehr, als der Wissens- und Erfahrungstransfer durch fehlende zeitliche Ressourcen erschwert ist. Eine Vernetzung der beteiligten Akteure besteht mit unterschiedlichem Institutionalisierungsgrad in allen Kantonen und wird weiter ausgebaut, wobei die Zusammenarbeit im Allgemeinen positiv beurteilt wird. Die Vielfalt der Angebote wird von den befragten Fachpersonen geschätzt, und die *Koordination* als gut bewertet. Gerade in diesem Zusammenhang zeigen sich aber in der Praxis gewisse Widersprüche: Während die Stellung der Brückenangebote, die nach Einführung des neuen Berufsbildungsgesetzes die zehnten Schuljahre abgelöst haben, und auch der Zugang zu diesen klar sind, trifft dies auf die Motivationssemester nicht im selben Masse zu. Diese werden einerseits als subsidiär zu den Brückenangeboten der Berufsbildung verstanden, womit als Zielgruppe der Motivationssemester jene Jugendlichen bestimmt werden, die bereits ein Brückenangebot besucht, aber keine adäquate Anschlusslösung gefunden haben. Gleichzeitig wird das Motivationssemester aber auch als Angebot verstanden, das – im Unterschied zu den Brückenangeboten – für «schulmüde» Jugendliche besonders geeignet ist. Dies impliziert, dass diesen die Möglichkeit, ein Motivationssemester zu besuchen, auch direkt nach Schulaustritt offen steht, was im Widerspruch zur oben beschriebenen Positionierung steht. Die Abgrenzung der

Motivationssemester gegenüber den praxisorientierten Brückenangeboten und Vorlehren, die sehr ähnliche Inhalte vermitteln, ist ebenfalls unklar. Hier ist der Anreiz durch das ALV-Taggeld in den Motivationssemestern kritisch zu hinterfragen.

Die geschilderten Unklarheiten zeigen sich auch in der *Vielfalt der Zugangsbedingungen* zu den Motivationssemestern, die von einem Teil der Befragten als «Beliebigkeit» kritisiert wird. Die meisten Jugendlichen werden den Motivationssemestern durch die Regionalen Arbeitsvermittlungsstellen (RAV) zugewiesen, in einigen Kantonen erfolgt die Vermittlung der Jugendlichen auch über die Sozialdienste, falls die Teilnahme als sinnvoll erachtet wird und eine Finanzierung gefunden werden kann. Ein beträchtlicher Anteil der Jugendlichen gelangen jedoch durch Hörensagen und eher per Zufall in die Programme, da einerseits ihr Wissen über die verschiedenen Angebote begrenzt ist und die Vielfalt sie überfordert, andererseits nach der obligatorischen Schulzeit auch «niemand mehr zuständig» [34] für die Begleitung der Jugendlichen im Übergang ist. In diesem Sinn sind die institutionelle Vielfalt der Angebote und die Heterogenität des Zugangs kritisch zu beurteilen, da der Weg durch die Institutionen gerade für Bildungsschwächere, der eigentlichen Zielgruppe dieser Angebote, zum Hindernislauf wird[35] und die Orientierungsschwierigkeiten verstärkt.

Anzustreben wäre deshalb die Schaffung von *massnahmeübergreifenden Informations-, Beratungs- und Zuweisungsstellen,* in denen mit den Jugendlichen zusammen eine geeignete Lösung gesucht wird, wie dies in einigen Kantonen (Luzern, Basel-Stadt) bereits realisiert wurde. Vor diesem Hintergrund spricht auch vieles für die individuelle Begleitung der Jugendlichen in Form von *Mentoring und Coaching bzw. durch ein Case Management.*[36] Diese Formen der Begleitung könnten mit Gewinn schon während der obligatorischen Schulzeit etabliert werden, da dadurch eine über die zeitliche Begrenzung der Angebote hinaus gehende Kontinuität gewährleistet und das Risiko begrenzt würde, dass Jugendliche ohne Anschlusslösung irgendwo «versanden» und nur per Zufall an geeignete Hilfsangebote gelangen. Ebenso könnte eine Begleitung während des ersten Lehrjahres, wie es im Rahmen der fiB (fachkundige individuelle Begleitung) für die Attestlehren schon realisiert ist, zur Nachhaltigkeit von Anschlusslösungen beitragen.

Wirkungen und Grenzen der Motivationssemester auf individueller Ebene

Entsprechend der allgemeinen Zielsetzung wird in den Motivationssemestern mit den Jugendlichen auf die Integration in eine berufliche Grundbil-

dung hingearbeitet. Als zentral dabei wird die *Aneignung berufsübergreifender Schlüsselqualifikationen bzw. Schlüsselkompetenzen* erachtet. Im Bereich der Methoden- und Fachkompetenz wird es als wichtig angesehen, den Jugendlichen Wissen über das Berufsbildungssystem und Bewerbungsstrategien (z.B. Stellensuche im Internet, Nutzung des Online-Lehrstellennachweises) zu vermitteln. Zudem fehlen ihnen häufig grundlegende Fertigkeiten im Arbeitsverhalten, wie vorausplanen und die Arbeit einteilen, arbeiten mit Agenda und das Wissen darüber, wie man sich richtig bewirbt. Auch die Verbesserung schulischen Wissens kann als Förderung und Erweiterung der Fachkompetenz verstanden werden. Die Wirkung des Schulunterrichts wird von den Teilnehmenden an den Gruppendiskussionen als begrenzt eingeschätzt, allerdings kann das gezielte Einüben von Testssituationen, wenn die Jugendlichen im Rahmen eines Bewerbungsverfahrens den Multi-Check[37] lösen müssen, sehr hilfreich sein. Hinsichtlich sozialer Kompetenzen stellen viele der Befragten aus den Motivationssemestern teilweise gravierende Defizite bei den Umgangsformen fest – hier besteht ihrer Einschätzung zufolge ein grosser Bedarf an «Nacherziehung».[38] Daneben werden weitere in der Arbeitswelt wichtige Kompetenzen wie Teamfähigkeit gefördert. Im Bereich der Selbstkompetenzen wird daran gearbeitet, dass die Jugendlichen mehr Eigenverantwortung übernehmen. Die häufig festgestellt mangelnde Berufswahlreife ist teilweise Ausdruck eines noch nicht entwickelten Wissens über eigene Stärken und Schwächen. Die Akteure sehen eine bedeutsame Aufgabe darin, das Selbstwertgefühl der Jugendlichen zu fördern, sie dazu zu ermuntern, Probleme anzupacken und zu einer realistischen Selbsteinschätzung eigener Fähigkeiten sowie beruflicher Möglichkeiten zu gelangen. Krisen werden in diesem Zusammenhang als Chancen für Lernprozesse betrachtet. Ob es sich nun um das Wissen über das Berufsbildungssystem oder die Gepflogenheiten der Arbeitswelt, um die Selbsteinschätzung und Selbstverantwortung oder um Umgangsformen handelt – in allen Kompetenzbereichen wird versucht, den Jugendlichen einen starken Realitätsbezug zu vermitteln. Damit die Jugendlichen entscheidende Entwicklungsschritte machen können, braucht es jedoch mehr als Sozial- und Selbstkompetenztraining und das Aufarbeiten des Schulstoffs. Einen grossen Teil gerade der Fortschritte bezüglich Selbstbild, Selbstverantwortung, Umgangsformen erwerben die Jugendlichen durch die *persönliche Beziehung und Auseinandersetzung* mit den Mitarbeitenden der Programme sowie durch das *Sammeln konkreter Arbeitserfahrungen* im Rahmen von Schnupperlehren, Praktika oder der Arbeit innerhalb der Programme, auf das grossen Wert gelegt wird.

Wie weiter oben beschrieben, wird in erster Linie der Einstieg in eine berufliche Grundbildung – in einzelnen Fällen auch in eine allgemeinbildende Schule – als wichtigstes *Erfolgskriterium* der Programme gewertet. Auch für die Jugendlichen selber ist es ein grosser Erfolg und Ansporn, wenn sie eine Lehrstelle finden. Darüber hinaus wird aber noch eine ganze Reihe anderer «Erfolgskriterien» genannt. Diese beziehen sich hauptsächlich auf die im letzten Abschnitt genannten Selbstkompetenzen. Der Erfolg oder die Wirksamkeit des Programms ist darüber hinaus stark abhängig vom Entwicklungsstand und den aktuellen Problemlagen der einzelnen Jugendlichen. Hier kann ein objektiv kleiner Erfolg auf der individuellen Ebene ein grosser Fortschritt darstellen, was allerdings zu Zielkonflikten zwischen der offiziellen Vorgabe und der individuellen und aktuellen Entwicklungsaufgabe führen kann. Bei Jugendlichen in sehr schwierigen Lebenslagen kann es auch schon ein Erfolg sein, wenn sie sich in der Zeit, die das Motivationssemester dauert, psychisch und sozial stabilisieren – auch dies erhöht ihre Chancen, zu einem späteren Zeitpunkt doch noch einen Einstieg in eine Berufsbildung zu finden. Gerade in der Arbeit mit diesen Jugendlichen stossen die befragten Personen auch an Grenzen: So stellen sie eine wachsende Anzahl von Jugendlichen mit *ausgeprägten psychischen Problemen und Störungen und/oder einer stark belasteten und zerrütteten Familiensituation* fest, die eine Art von Betreuung benötigten, die in diesem Rahmen und in Anbetracht der begrenzten Zeit kaum geleistet werden kann. Als schwierig werden ausserdem jene Situationen beschrieben, in denen *schulisch schwächere* Jugendliche, die motiviert sind und sich bemühen, trotz aller Anstrengung keinen Ausbildungsplatz finden. In diesem Zusammenhang wird festgestellt, dass die Anzahl der Abbrüche in den Motivationssemestern in der Tendenz steigt, was von den Befragten als wachsendes – und noch ungelöstes – Problem gewertet wird. Alles in allem sind aber die Motivationssemester, trotz der Unklarheiten bezüglich Positionierung und Zugangsmodus, aufgrund ihrer sozialpädagogischen Ausrichtung als ein für die beschriebene Zielgruppe wichtiges Angebot zu werten.

Zukünftige Entwicklungen und Erfordernisse

Es ist zu erwarten, dass sich mit dem prognostizierten Rückgang der Anzahl Schulabgängerinnen und -abgänger ab 2008[39] das Verhältnis von Angebot und Nachfrage auf dem Lehrstellenmarkt entspannen wird. Für Jugendliche, die heute aufgrund des konjunkturell bedingten Lehrstellenmangels Schwierigkeiten beim Einstieg in eine Berufsbildung haben, wird es dann wieder einfacher werden, eine Lehr- oder Arbeitsstelle zu finden. In Bezug

auf die Zwischenlösungen ist deshalb anzunehmen, dass ihre *Funktion als «Puffer»* eher an Bedeutung verlieren wird. Aus der vorliegenden Untersuchung wird aber ebenfalls deutlich, dass verschiedene Entwicklungstendenzen des Feldes dagegen sprechen, dass es in Zukunft weniger Angebote brauchen wird. So werden sich Jugendliche weiterhin mit einer grossen Anzahl an Wahlmöglichkeiten und potenziellen Lebensentwürfen auseinandersetzen müssen, was hohe Anforderung an ihre Orientierungs- und Bewältigungsfähigkeiten stellt. Die Zwischenlösungen bieten hier im Rahmen ihrer *Orientierungsfunktion* eine Möglichkeit, eigene Fähigkeiten und Interessen besser auszuloten, um so zu einem fundierten Berufswahlentscheid zu kommen.

Die Bedeutung der *Kompensationsfunktion* der Zwischenlösungen dürfte in Zukunft eher wachsen. Gemäss der Einschätzung der befragten Fachpersonen wird es für schulisch schwächere Jugendliche trotz intensiver Unterstützung und Förderung immer schwieriger, eine ihren Fähigkeiten entsprechende Ausbildungsstelle zu finden. Wie die Arbeit von Stamm und Lamprecht[40] zeigt, ist die Tertiarisierung und die Ausrichtung des Arbeitsmarktes auf Berufsfelder mit hohen Leistungsanforderungen aber eine unumkehrbare Tatsache. Insofern dürften Zwischenlösungen auch bei einer Entspannung des Lehrstellenmarktes weiterhin Bedeutung haben, weil sie zur Integration jener Jugendlichen beitragen, deren Leistungsfähigkeit – aus welchen Gründen auch immer – diesen Anforderungen zumindest vorübergehend nicht genügt. Hieraus wird ersichtlich, dass die Erwartungen gegenüber der Wirksamkeit im Sinne einer hohen Quote an Anschlusslösungen in der Berufsbildung herunterzuschrauben sind. Auch stellt sich generell und dringend die Frage nach *Ausbildungs- und Arbeitsplätzen mit niedrigem Anforderungsprofil.* Allerdings bleibt offen, in welchen Branchen solche Ausbildungsplätze geschaffen werden könnten. Angesichts der zunehmenden Alterung der Bevölkerung erwarten einige Beobachter einen wachsenden Bedarf im Bereich einfacherer hauswirtschaftlicher, begleitender und pflegerischer Tätigkeiten bei der Betreuung älterer Personen.[41] In diesem Zusammenhang stellen die in der vorliegenden Untersuchung befragten Fachleute in Übereinstimmung mit anderen Expertinnen und Experten fest,[42] dass auch bei einer allfälligen verbesserten Konjunkturlage in der Schweiz keine Vollbeschäftigung mehr erreicht werden wird. Das Normalarbeitsverhältnis im Sinne der vollzeitlichen Erwerbstätigkeit im ersten Arbeitsmarkt als unverrückbares Orientierungskriterium, so Walther[43], lähmt aber die *Suche nach alternativen Arbeitsmodellen.* Solche Modelle, wie Teillohnjobs, Sozialfirmen und

«Supported Employment»,[44] so wird aus der Untersuchung deutlich, müssten und werden in Zukunft aber an Bedeutung gewinnen, wenn Personen mit geringeren Chancen auf eine anforderungsreiche Berufsbildung eine gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht werden soll. Das Entwicklungspotential unqualifizierter, d.h., ungelernter Arbeit muss in diesem Zusammenhang kritisch betrachtet werden, sind doch die langfristigen individuellen und gesellschaftlichen Folgekosten prekärer Arbeitsverhältnisse und sozio-ökonomischer Desintegration hoch.[45]

Am Beispiel der wachsenden Anzahl Jugendlicher mit ausgeprägten psychischen Problemen und stark belasteten und zerrütteten Familiensituationen, wie sie in den Motivationssemestern immer häufiger anzutreffen sind, werden die Grenzen der Kompensationsfunktion ebenfalls deutlich. Diese Gruppe von Jugendlichen bräuchte eine Form der psychosozialen Begleitung, die in den Motivationssemestern und anderen bestehenden Angebote nicht geleistet werden kann. Neben einer kontinuierlichen professionellen Begleitung sind in solchen Fällen niederschwellige und langfristige Angebote nötig, allenfalls in Kombination mit aufsuchender Jugendarbeit und therapeutischen Interventionen. Als Ziel sollten dabei die Stabilisierung der Lebenssituation und die soziale Integration als entscheidende Vorbedingungen der beruflichen Integration im Vordergrund stehen. Da dies den Zuständigkeitsbereich der ALV bei weitem übersteigt, wäre die Planung und Implementierung von Programmen und deren Koordination und Finanzierung als *gemeinsame Aufgabe von Sozial-, Arbeitsmarkt-, Bildungs- und allenfalls Gesundheitsbehörden* (Kinder- und Jugendpsychiatrie) zu sehen, wie dies z.B. in Basel seit kurzem geplant ist.[46]

Schliesslich sind auch die *(Neben-)Wirkungen* zu berücksichtigen, die sich aus einer Institutionalisierung von Zwischenlösungen (möglicherweise entgegen den ursprünglichen Intentionen) ergeben. Da Ausbildungslosigkeit als grosses gesellschaftliches und ökonomisches Problem gewertet wird, ist der Grossteil der Angebote im Übergang auf die Vorbereitung und Vermittlung in eine Erstausbildung[47] ausgerichtet – und zwar möglichst im Anschluss an die obligatorische Schulzeit. Für die Jugendlichen ergeben sich dadurch zwei unterschiedliche «Botschaften»: Einerseits werden ihre Schwierigkeiten wahrgenommen und sie erhalten Hilfe, andererseits erhöht sich der Druck, die Hilfe in Anspruch zu nehmen und dem normalbiographischen Pfad zu folgen. Durch die Eigendynamik und Logik der Institutionen verengt sich für die Jugendlichen der Spielraum für eigene Entwicklungswege und –entscheidungen. Gerade in dieser Lebensphase ist es aber von grossem subjektivem Stellenwert, eigene Erfahrungen machen

zu können und sich abzugrenzen. Hier können der gegenwärtig enge Spielraum und ein mangelndes institutionelles Verständnis für die Lebenslagen und die Entwicklungsphase der Jugendlichen den Druck zum Ausscheren geradezu provozieren.[48] Solange die subjektiven Wahrnehmungs-, Erlebens- und Handlungsmuster der betroffenen Jugendlichen mehr oder weniger beabsichtigt vernachlässigt werden, besteht eine erhöhte Gefahr, dass Unterstützungsangebote an den Adressatinnen und Adressaten vorbei geplant werden, was ihre Wirksamkeit erheblich einschränken kann.[49] So wird von verschiedener Seite darauf hingewiesen, dass eine Kluft zwischen «individuellen Lebensentwürfen, dem Qualifikationsbedarf des Arbeitsmarkts und staatlichen Bildungs- und Versorgungsansprüchen» bestehe.[50] Diese Kluft zeigt sich besonders auch zwischen den jugendlichen Lebenswelten und den Institutionen des Übergangs.[51] Unter den Stichworten Individualisierung und Pädagogisierung struktureller Arbeitslosigkeit werden die Angebote des Übergangs auch sehr kritisch hinterfragt, da sie implizit davon ausgehen, Qualifikations- und Sozialisationsdefizite der Jugendlichen seien die Ursache für deren Ausbildungs- und Arbeitslosigkeit, ohne genügend zu berücksichtigen, dass diese in erster Linie Selektionskriterien eines von einem Nachfrage-Überhang geprägten Lehrstellenmarktes sind.[52] Die Erarbeitung eines «realistischen Selbstbildes» sollte sich demnach nicht darauf beschränken, den Jugendlichen zu vermitteln, dass sie ausschliesslich aufgrund ihrer Defizite ohne Lehrstelle geblieben sind, zumal sie den Grund für ihre Ausbildungslosigkeit sowieso hauptsächlich bei sich selber sehen,[53] sondern mitberücksichtigen dass die Jugendlichen ihre Flexibilität auch aufgrund der Gegebenheiten und Sachzwänge des Arbeits- und Lehrstellenmarktes erhöhen müssen.

Die allmähliche *Etablierung eines neuen spezialisierten Systems* führt schliesslich dazu, dass sich alle Beteiligten, d.h. Jugendliche, Eltern, Lehrpersonen, Arbeitsmarkt bzw. Lehrbetriebe und Lehrmeister, zunehmend auf diese Option einstellen. Bislang wird noch kaum beachtet, dass sich dadurch eine grundlegende Systemveränderung beinahe durch die Hintertür vollzieht. Die Zwischenlösungen tragen unter anderem zu einer Verzögerung des Ausbildungsbeginns und damit zur Verlängerung der Ausbildung bei, ohne dass sie den Jugendlichen einen zertifizierenden Abschluss einbringen, während von offizieller Seite eine Verlängerung der obligatorischen Schulzeit vehement abgelehnt wird.[54] Aus der Studie ergeben sich Hinweise darauf, dass die Akteure auf Arbeitsmarktseite in zunehmendem Ausmass Jugendliche aus Zwischenlösungen, insbesondere aus den Motivationssemestern mit ihrem starken Bezug zur Arbeitswelt,

denjenigen Jugendlichen vorziehen, die direkt nach der Schule eine Lehre machen möchten. Gemäss den Aussagen der Befragten schätzen die Lehrbetriebe Lehrlinge, die schon für die Arbeitswelt «fit gemacht» worden sind und über die erwünschten sogenannten Arbeitsmarkttugenden verfügen. Dies lässt sich als Entstehung einer neuen Funktion der Zwischenlösungen interpretieren, die gewissermassen die Umkehrung der Kompensationsfunktion darstellt. Nicht allfällige Defizite sollen in den Zwischenlösungen behoben werden, sondern die Jugendlichen sollen über das Wissen und die Kenntnisse aus Schule und Berufswahlunterricht hinausreichende Kompetenzen verfügen – ihre «Employability» also nicht wie bis vor einigen Jahren üblich im Verlauf der ersten Lehr- und Berufsjahre entwickeln, sondern beim Eintritt in den Arbeitsmarkt schon mitbringen.

So muss die erwähnte Konsolidierung des Übergangssystems in diesem Zusammenhang auch kritisch betrachtet werden.

Zusammenfassung und Fazit

Die dem vorliegenden Beitrag zugrunde liegende Untersuchung staatlich finanzierter Angebote im Übergang von der obligatorischen Schule in eine Ausbildung der Sekundarstufe II (Brückenangebote und Motivationssemester) konnte zeigen, dass sich das Feld gegenwärtig in einer Phase der Konsolidierung befindet und die durch Konjunktur und Strukturwandel bedingten Probleme zu einem beträchtlichen Teil aufzufangen vermag. Erforderlich sind in Zukunft eine bessere Koordination der sich in der Schweiz durch grosse Heterogenität auszeichnenden Angebote sowie deren klarere Ausrichtung auf definierte Zielgruppen. Die meisten Jugendlichen können von den Angeboten im Sinne einer Erweiterung ihrer Aneignung berufsübergreifender Schlüsselqualifikationen profitieren. Die zunehmende Anzahl Jugendlicher mit ausgeprägten psychischen Problemen und starken familiären Belastungen sowie tendenziell steigende Abbruchquoten verweisen jedoch auf einen künftigen Bedarf an niederschwelligen Angeboten sowie an einer verstärkten Zusammenarbeit der involvierten Behörden und weiterer Dienste wie der Kinder- und Jugendpsychiatrie.

Darüber hinaus ist anzuerkennen, dass immer mehr Jugendliche und junge Erwachsene «auf Umwegen» – über Zwischenlösungen, Temporärjobs und Phasen der Arbeitslosigkeit – in eine Ausbildung gelangen, dass also diskontinuierliche Verläufe zur Norm werden und nicht länger nur als Scheitern zu definieren sind.[55] Die Vorstellung eines «nahtlosen» Übergangs als Normalfall muss zugunsten einer grösseren Bandbreite möglicher Übergänge aufgegeben werden. Beachtet werden muss dabei zudem,

dass damit höhere Anforderungen an die selbstständige Planung des Bildungsverlaufs gestellt werden, womit auch ein grössere Wahrscheinlichkeit von Fehlentscheiden und entsprechenden Umwegen verbunden ist. Umso mehr lässt sich ein Bedarf an innovativen Angeboten und an professioneller Begleitung begründen, die Jugendliche bei der Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben unter den gewandelten Rahmenbedingungen wirksam unterstützen und dazu beitragen, auch bei Jugendlichen mit diskontinuierlichen Verläufen Lern- und Entwicklungsgelegenheiten zu erschliessen, zu nutzen und ihnen so neue Chancen zu eröffnen.

Literatur

Aeschbacher, B.: *Volkswirtschaftlicher und gesellschaftlicher Nutzen von Motivationssemestern.* Bern 2006.

AMOSA: *Jugendarbeitslosigkeit. Situationsanalyse 04 und Massnahmen für die Zukunft. Arbeitsmarktbeobachtung Ostschweiz, Aargau und Zug.* AMOSA 2004.

Bärlocher-Schmid, H./Wittensöldner, M.: *Nachhaltig beruflich integriert dank ‹junior power›. Evaluation eines Motivationssemesters.* Bern 2002.

BBT: *BBT-Empfehlungen 2000 für Brückenangebote zwischen obligatorischer Schule und Berufsbildung.* Bern 2000.

BBT: *Schlussbericht Task Force «Lehrstellen 2003».* Bern 2004.

BBT/SECO: *Jugendarbeitslosigkeit in der Schweiz – Erklärungen und Massnahmen zu deren Bekämpfung.* Bern 2005.

Beck, U.: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne* (17. Aufl.). Frankfurt/M 2003.

Bernath, W./Wirthensohn, M./Löhrer, E.: *Jugendliche auf ihrem Weg ins Berufsleben.* Bern 1989.

Bieri, O./Müller, F./Balthasar, A: *Übersicht über die Professionalisierung der arbeitsmarktlichen Massnahmen (AMM) seit 1997.* Luzern 2004.

Bildungsmonitoring: *Wege in die nachobligatorische Ausbildung. Die ersten zwei Jahre nach Austritt aus der obligatorischen Schule. Zwischenergebnisse des Jugendlängsschnitts TREE.* Neuchâtel 2003.

Bundesamt für Migration: *Probleme der Integration von Ausländerinnen und Ausländern in der Schweiz.* Bern 2006.

Bundesamt für Statistik: *Die Schweizerischen Sozialhilfestatistik 2004. Erste gesamtschweizerische Ergebnisse.* Neuchâtel 2006. Online: http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/news/publikationen.html?publicationID=2211

Drilling, M.: *Young urban poor.* Wiesbaden 2004.

Engler, H.: *Berufspraktische Bildung aus der Sicht des Arbeitsmarktes.* Luzern 2002. Online: http://www.sbbk.ch/download/bpb_fp/Arbeit.pdf

Fleischmann, D.: Interview mit Margrit Stamm, Bildungswissenschafterin. In: *PANORAMA.* 6, 2005, S. 8–9.

Froidevaux, A./Weber, M.: *Motivationssemester (SEMO). Bericht 1999–2002.* Bern 2003.

Gaillard, L./Babel, J.: *Bildungsperspektiven. Schülerinnen, Schüler und Abschlüsse der Sekundarstufe II. Szenarien 2005–2014.* Neuchâtel 2005.

Gertsch, M./Gerlings, A./Modetta, C.: *Der Lehrstellenbeschluss. Evaluation.* Bern 1999.

Häfeli, K./Rüesch, P./Landert, C./Sardi, M./Wegener, R.: *Lehrstellenbeschluss 2. Vertiefungsstudie. Niederschwellige Angebote.* Bern 2004.

Hammer, T. (Hrsg.): *Youth unemployment and social exclusion in Europe.* Bristol 2003.

Heinimann, E.: *Auf der Wartebank. Jugendliche im Motivationssemester.* Bern 2006.

Hurrelmann, K.: *Lebensphase Jugend.* Weinheim und München 2005 (8. Aufl.).

Lamnek, S.: *Qualitative Sozialforschung.* Weinheim und München 2005a (4. Aufl.).

Lamnek, S.: *Gruppendiskussion. Theorie und Praxis.* Weinheim und München 2005b (2. Aufl.).

Lischer, E./Hollenweger, J.: *Übergang «Ausbildung-Erwerbsleben» für Jugendliche mit Behinderungen. Expertenbefragung in den deutschsprachigen Ländern. Länderbericht Schweiz.* Luzern, Bern 2005 (Entwurf 03.05.05). Online: http://www.szh.ch/d/pdf/transition-ch.pdf.

Mayring, P.: *Qualitative Inhaltsanalyse.* Weinheim und München 1994.

Meuser, M./Nagel, U.: ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): *Qualitativ-empirische Sozialforschung.* Opladen 1991, S. 441–471.

Meyer, T.: *Wie weiter nach der Schule? Zwischenergebnisse des Jugendlängsschnitts TREE.* Bern 2004.

Meyer, T.: *An der zweiten Schwelle: Junge Menschen im Übergang zwischen Ausbildung und Arbeitsmarkt. Ergebnisübersicht des Jugendlängsschnitts TREE, Stand 2004.* Bern 2005.

Müller, B.: *Motivationssemester. Ein Angebot für Jugendliche im Übergang in Berufsbildung und Arbeitsmarkt.* Forschungsbericht. Basel 2007. Online: http://www.fhnw.ch/sozialearbeit/ikj/forschung-und-entwicklung/abgeschlossene-projekte.

Olk, T./Strikker, F.: Jugend und Arbeit. Individualisierungs- und Flexibilisierungstendenzen in der Statuspassage Schule/Arbeitswelt. In: Heitmeyer, W./Olk, T. (Hrsg.): *Individualisierung von Jugend.* Weinheim und München 1990, S. 159–194.

Rüst, T./Debrunner, A.: *«Supported Employment». Modelle unterstützter Beschäftigung bei psychischer Beeinträchtigung.* Zürich 2005.

Schaffner, D.: *Kontextanalyse: Übergangssystem. Massnahmen zur Gestaltung der Übergänge von der Schule in die Berufsbildung (1. Schwelle) und von der Berufsbildung in die Erwerbsarbeit (2. Schwelle).* Basel 2005, unveröffentlichtes Manuskript.

Schaffner, D.: *Diskontinuierliche Verläufe und prekäre Übergänge in die Erwerbsarbeit. Lebensbewältigung Sozialhilfe beziehender junger Erwachsener, Zürich 2007.* Dissertation (in Vorbereitung).

Stamm, H./Lamprecht, M.: *Entwicklung der Sozialstruktur.* Neuchâtel 2005.

Walther, A.: *Spielräume im Übergang in die Arbeit.* Weinheim und München 2000.

Anmerkungen

1 Vgl. Hurrelmann 2005.
2 Ebd.
3 Vgl. Beck 2003.
4 Vgl. Hammer 2003; Meyer 2005; BBT/SECO 2005.
5 Vgl. Stamm/Lamprecht 2005.
6 TREE: Transitions from Education to Employment. Vgl. Bildungsmonitoring 2003; Meyer 2005.
7 Vgl. Bernath et.al. 1989
8 Vgl. BBT 2004; Meyer 2004; Müller 2007.
9 Ebd.
10 Vgl. Olk/Strikker 1990.
11 Vgl. Meyer 2005.
12 Vgl. Bundesamt für Statistik 2006.
13 Vgl. Bundesamt für Migration 2006.
14 Vgl. Olk/Strikker 1990.
15 Vgl. BBT 2000, S. 4.
16 Vgl. Bieri et.al. 2004.
17 Vgl. Froidevaux/Weber 2003.
18 ALV: Arbeitslosenversicherung.
19 Es steht den Kantonen frei, Motivationssemester anzubieten. So verzichten z.B. kleine Kantone wie Uri oder die beiden Appenzell aufgrund zu kleiner Fallzahlen darauf; im Kanton Basel-Landschaft werden andere Angebote bereitgestellt, jedoch keine Motivationssemester, da

diese als falscher Anreiz gesehen werden.

20 Vgl. Drilling 2004; Schaffner 2005.
21 AMOSA 2004.
22 Vgl. Gertsch et.al. 1999; Bildungsmonitoring 2003.
23 Vgl. Bildungsmonitoring, 2003.
24 Ebd.
25 Vgl. Gertsch et al. 1999.
26 Vgl. Müller 2007.
27 Vgl. Lamnek 2005a.
28 Vgl. Meuser/Nagel 1991, S. 443.
29 Vgl. Lamnek 2005b.
30 Von den Motivationssemestern waren in den Gruppendiskussionen im Kanton Aargau alle sechs vertreten, in Basel-Stadt zwei von fünf, in Bern drei von vier und in Zürich sieben von zehn. Von den an den Gruppendiskussionen beteiligten 22 Personen sind 12 Projekt- oder Geschäftsleiter oder -leiterinnen, die anderen sind mehrheitlich im Beratungs- oder Schulungsbereich der Motivationssemester tätig.
31 Vgl. Mayring 1994.
32 Vgl. Gertsch et al. 1999.
33 Vgl. Bärlocher-Schmid/Wittensöldner 2002.
34 Zitat aus einer Gruppendiskussion.
35 Vgl. Häfeli et.al. 2004.
36 Das Case Management als individuelle Begleitung wurde auch von Bundesrätin und Vorsteherin des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements Doris Leuthard an der Lehrstellenkonferenz im Herbst 2006 als wichtige anzustrebende Neuerung bei der Optimierung der Angebote im Übergang angesehen.
37 Häufig verwendeter Leistungstest im Rahmen von Bewerbungsverfahren.
38 Zitat aus einer Gruppendiskussion.
39 Vgl. Gaillard/Babel 2005.
40 Vgl. Stamm/Lamprecht 2005.
41 Vgl. Engler 2002; Lischer/Hollenweger 2005.
42 Vgl. Walther 2000; Stamm in Fleischmann 2006.
43 Vgl. Walther 2000.
44 Vgl. Rüst/Debrunner 2005.
45 Vgl. Häfeli et al. 2004; Aeschbacher 2006.
46 Basel-Stadt: «Konzept zur Senkung der Jugendarbeitslosigkeit», http://pages.unibas.ch/rr-bs/medmit/rrbs/2006/11/rrbs-20061102-001.html.
47 Auch der jüngste Vorschlag einer Ausbildungsverpflichtung für alle bis mindestens zum 18. Altersjahr der SKOS (Schweizerische Konferenz der Sozialhilfe) kann in diesem Zusammenhang gesehen werden.
48 Vgl. Schaffner 2007.
49 Ebd.
50 Vgl. Walther 2000, S. 22.
51 Vgl. Walther 2000.
52 Ebd.
53 Vgl. Meyer 2004; Heinimann 2006.
54 Diese Ansicht vertritt insbesondere die EDK (Schweizerische Konferenz der Kantonalen Erziehungsdirektoren); http://www.nahtstelle-transition.ch/files/nst6B13.pdf.
55 Vgl. Heinimann 2006.

Buchbesprechungen = Récensions critiques

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit = Revue suisse de travail social**

Band (Jahr): **- (2007)**

Heft 2

PDF erstellt am: **02.07.2020**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen / Récensions critiques

Ursula Pixa-Kettner (Hg.): Tabu oder Normalität? Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder

Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 2006, 345 S., CHF 42.10

Tabu oder Normalität? – Das Buch, das Ursula Pixa-Kettner 2006 herausgegeben hat, sammelt zehn Beiträge zum Thema ‚Eltern mit geistiger Behinderung und ihre Kinder'. Dazwischen sind Berichte von konkreten Beispielen eingefügt, in denen Lebenssituationen von Eltern mit einer geistigen Behinderung und ihren Kindern in Deutschland geschildert werden. In diesen Beispielen wird das reale Spektrum von einerseits hilfreicher Unterstützung, aber andererseits auch von bestürzender Diskriminierung aufgezeigt. Die deutschsprachige Literaturlage zur Frage, wie geistig behinderte Eltern und ihre Kinder leben und welche Unterstützung bzw. Begleitung sie benötigen, ist dürftig. Mit den nun vorliegenden Abhandlungen wird das Ziel verfolgt, der Forschung zum Thema neue Impulse zu geben, die fachwissenschaftliche Diskussion zu intensivieren und zur Professionalisierung des Umgangs in der Praxis – vorab zur Unterstützung und Begleitung der Eltern – beizutragen. Der letzte Aufsatz befasst sich unter dem Titel «Wir hinken immer einen Schritt hintennach…» mit dem Stand der Diskussion in der Schweiz.

Die Beiträge befassen sich aus verschiedenen Blickwinkeln mit den Möglichkeiten und Grenzen der Elternschaft bei geistiger Behinderung. Im Zentrum stehen die Auseinandersetzung mit dem Kinderwunsch und dessen Motivationsklärung, die Lebenssituation der Eltern, ihre psychosoziale Situation und die hohen – zu hohen – Ansprüche, welche das Umfeld oder die Gesellschaft als Ganzes an ihre elterlichen Kompetenzen stellt. Die Fähigkeiten der Eltern, für das Wohl ihres Kindes zu sorgen, ihre Unterstützungsbedürfnisse sowie entsprechende professionelle Angebote werden besprochen und die Wichtigkeit von Unterstützungsnetzwerken wird aufgezeigt. Dann wird der Blick auch auf gängige gesellschaftliche Lösungsmuster gelenkt. Bis in die 90er-Jahre waren meist frühe Fremdplatzierungen die übliche Lösung bei auftretenden oder schon bei mutmass-

lichen Schwierigkeiten der Eltern. Es ist auffallend, dass es dabei, wie bei der Elternschaft überhaupt üblich, insbesondere biografische und sozioökonomische Gründe sind, welche auch bei geistig behinderten Eltern zur Wegnahme der Kinder führten und oft auch heute noch führen. Bei Eltern mit einer geistigen Behinderung galt aber lange Zeit ihre vorliegende geistige Beeinträchtigung bereits als hinreichender Grund, das Aufwachsen des Kindes bei den Herkunftseltern von vorneherein nicht in Betracht zu ziehen. Mindestens in dieser Hinsicht hat sich – so Pixa-Kettner in der von ihr herausgegebenen Bestandesaufnahme – die Situation in Deutschland leicht verbessert, obwohl die angeführten Beispiele auch zeigen, dass gesellschaftliche Vorurteile – trotz einer allgemeinen positiven Tendenz – die Elternschaft bei vorliegender geistiger Beeinträchtigung immer noch massiv erschweren. Überforderung, ungenügende Kompetenz der Eltern, mangelnde Unterstützungsangebote für Eltern und Kind, das Fehlen von unterstützenden Angehörigen und eines tragfähigen sozialen Beziehungsnetzes werden angegeben. Praktisch nie jedoch wird die Wegnahme des Kindes von den Eltern bzw. der Mütter initiiert. Sie bleiben nach der Trennung zurück, fühlen sich bestraft, entmündigt, stigmatisiert, sie bleiben ausgeschlossen von Informationen und haben zumeist keinerlei Einflussmöglichkeiten auf die Mitgestaltung des weiteren Lebens ihres Kindes.

Spätestens zu diesem Zeitpunkt müssen aber die Gründe der vorgeschlagenen Wegnahme genau geprüft werden, um gegebenenfalls mit sozial- und sonderpädagogischen Massnahmen die Trennung der Eltern oder der Mutter von ihrem Kind vorzubereiten, sie in der Trennungsphase zu begleiten, um bereits bestehende Bindungen zu erhalten und weiter zu pflegen. Damit können die Eltern bzw. kann die Mutter vor zumeist nicht gerechtfertigten Selbstvorwürfen, Stigmatisierungen und Exklusionen bewahrt werden. Viel besser wäre es allerdings, zu einem viel früheren Zeitpunkt einzugreifen, denn so könnten viele Trennungen vermieden werden. Zu den besonderen Aufgaben gehören dann einerseits das Ausloten von Unterstützungsbedürfnissen der (werdenden) Eltern und andererseits das vorgängige Lehren elterlicher Kompetenzen. Denn bei Eltern mit einer geistigen Behinderung existiert praktisch nie wie bei anderen Eltern ein breit abgestütztes, tragfähiges soziales Netz, das mithilft, den Alltag mit ihrem Kind zu bewältigen. In den letzten Jahren ist in der Bundesrepublik Deutschland in dieser Hinsicht zwar einiges in Bewegung geraten. Professionelle Angebote unterstützen die Einbettung der Familie in ihr soziales Netz, realisieren möglichst konstante Bezugspersonen, fördern die Kompetenz der Eltern, begleiten die Entwicklung des heranwachsenden Kin-

des und stellen die Kontakte mit den Behörden sicher. Darüber hinaus werden nun soziale Netzwerke etabliert, um die verschiedenen Angebote zu bündeln, zu verbessern und um weitere Grundlagen sowohl für die Forschung als auch für die Praxis der Elternschaft bei geistiger Behinderung zu schaffen. In der Schweiz hingegen existieren bis heute höchstens vereinzelte professionelle Angebote und keine sozialen Netzwerke. Vielmehr wird das Thema sowohl gesellschaftlich als auch fachlich tabuisiert und es wird allenfalls in Einzelfällen nach pragmatischen Lösungen gesucht. Für solche Lösungen setzen sich vielfach die Betreuungspersonen ein – oft gegen heftigen Widerstand. Sie stellen sich gegen die Abtreibung und die Fremdplatzierung und pochen auf das Recht auch geistig behinderter Menschen auf ein gemeinsames Familienleben.

Auch in wissenschaftlicher Hinsicht könnte die Schweiz von den deutschen Forschungsergebnissen profitieren. So beschäftigt sich die Resilienzforschung beispielsweise mit zwei zentralen Einwänden gegen die Elternschaft von Personen mit einer geistigen Behinderung. Erstens wird wegen der den Eltern zugeschriebenen mangelnden Kompetenz ein Entwicklungsrückstand des heranwachsenden Kindes befürchtet. Hier kann die Resilienzforschung zeigen, dass nicht primär die individuelle Förderung des Kindes in den Blick genommen werden sollte, sondern vielmehr die Lebenssituation der ganzen Familie verbessert werden muss. Denn zweitens ist das Wohl des Kindes – das auch immer wieder als Grund für die Trennung der Eltern vom Kind herangezogen wird – offensichtlich in höherem Masse als angenommen abhängig von einer realistischen Erwartungshaltung gegenüber den Eltern und ihrem Kind und von adäquaten professionellen Interventionen.

Es ist schade, dass die einzelnen Beiträge des Buches von sehr unterschiedlicher Qualität sind. Alles in allem gibt das Buch jedoch einen relevanten Einblick ins Thema «Eltern mit geistiger Behinderung».

PD Dr. phil. Ursula Hoyningen-Süess
Universität Zürich, Institut für Sonderpädagogik
Hirschengraben 48
CH-8001 Zürich
Dr. phil. Gertrud Wülser Schoop
Fahrhof 14
CH-8525 Neunforn

Neuerscheinungen = Parutions

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit = Revue suisse de travail social**

Band (Jahr): **- (2007)**

Heft 2

PDF erstellt am: **02.07.2020**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Neuerscheinungen / Parutions

Theorie, Modelle / Théorie, modèles

Dederich, M.: *Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies.* Transcript Verlag, 2007, 208 S.

Kessl, F./Reutlinger, Ch./Ziegler, H. (Hg.): *Erziehung zur Armut? Soziale Arbeit und die ‹neue Unterschicht›.* VS Verlag, 2007, 146 S.

Schweppe, C./Sting, St. (Hg.): *Sozialpädagogik im Übergang, neue Herausforderungen für Disziplin, Profession und Ausbildung.* Lambertus Verlag, 2006, 252 S.

Staub-Bernasconi, S.: *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Systemische Grundlagen und professionelle Praxis.* Haupt Verlag, 2007, 536 S.

Forschung / Recherche

Riedi, A.M./Haab, K.: *Jugendliche aus dem Balkan. Migration und Integration als Herausforderung für die Jugendhilfe.* Rüegger-Verlag, 2007, 248 S.

Geschichte / Histoire

Loosli, C. A.: *Anstaltsleben. Verdingkinder und Jugendrecht.* Rotpunkt Verlag, 2006 554 S.

Pruschy, E. (ss dir.): *Survivre et témoigner/ ÜberLebenErzählen. Rescapés de la Shoah en Suisse. Holocaust-Überlebende in der Schweiz. Bilingue français allemand* (DVD et Cahier pédagogique). Editions IES, Genève & Verlag Pestalozzianum, 2007, 50 S.

Methoden der Sozialen Arbeit / Méthodes de travail social

Cassée, K.: *Kompetenzorientierung. Eine Methodik für die Kinder- und Jugendhilfe.* Haupt Verlag, 2007, 319 S.

Epstein, L./Brown, L.B.: *Die aufgabenzentrierter, zeitlich befristete Beratung in der Sozialarbeit.* Interact Verlag, 2006, 256 S.

De Jonckheere, C./Mezzena, S./Molnarfi, C.: *Des politiques, des pratiques, des personnes et des paradoxes. Les entreprises sociales d'insertion par l'économique.* IES Editions, 2007, Genève, env. 300 p.

Pingeon, D.: *En découdre avec la violence. La médiation scolaire par les pairs.* IES Editions, 2007, 172 p.

Zwilling, M.: *Handlungsmethoden in der sozialen Arbeit. Zur Entwicklung eines integrativen Modells.* Verlag Dr. Kovac, 2007, 254 S.

Organisation, Organisationsentwicklung / Organisation, Développement des organisations

Krings-Sarhan, V.: *Betriebliche Soziale Arbeit in lernenden Organisationen.* Verlag Dr. Müller, 2006, 184 S.

Ausgewählte Problemfelder / Problématiques spécifiques

Andresen, S./Diem, I. (Hg.): *Kinder, Kindheiten, Konstruktionen : erziehungswissenschaftliche Perspektiven und sozialpädagogische Verortungen.* VS Verlag, 2006

Bolzman, C./Carbajal M./Mainardi, G. (dir.): *La Suisse au rythme Latino. Dynamiques migratoires et latino-américains: logiques d'action, vie quotidienne, pistes d'intervention dans les domaines du social et de la santé.* IES Editions, 2007, 356 p.

Kade, S.: *Altern und Bildung. Eine Einführung.* W. Bertelsmann Verlag, 2006, 253 S.

Kavemann, B./Kreyssing, U. (Hg.): *Handbuch Kinder und häusliche Gewalt.* VS Verlag, 2007 (2.durchges.Aufl.), 475 S.

Tagungen, Kongresse = Colloques

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit = Revue suisse de travail social**

Band (Jahr): **- (2007)**

Heft 2

PDF erstellt am: **02.07.2020**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Tagungen, Kongresse / Colloques

17.–18.10.2007

Société globale/société locale, un défi pour le travail social. Défis et innovations en Suisse et en Argentine.

Organisation:– HES SO, Valais, avec participation du FNS et du CEDIC

Renseignements: gabriel.bender@hevs.ch, voir aussi www.cedic.ch

7.–9.11.2007

Colloque sur l'interculturalité en Suisse Romande.

Organisation: Kultura, FIM, Haute école de travail social – HES SO Genève, CEDIC (et autres organisations)

Pour information voir www.cedic.ch

8.–9.11.2007

Alterswelten – Arbeitswelten: Mit alternden Menschen arbeiten – als alternde Menschen arbeiten

Veranstalter: Schweiz. Gesellschaft für Gerontologie (SGG-SSG)

Auskunft: Frau Pia Graf-Vögeli, info@sgg-ssg.ch

Website: www.sgg-ssg.ch

19.11.2007

Alter, soziale Sicherheit und gesellschaftliche Integration: Modelle für die Schweiz und Europa. Olten

Veranstalter: Schweiz. Vereinigung für Sozialpolitik (SVSP)

Website: www.svsp.ch

30.11.–1.12.2007

Soziale Teilhabe – Wege aus der Armut. Beiträge der Sozialarbeitsforschung. HAW-Hamburg

Veranstalter: Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit

Auskunft: info@dgsinfo.de

6.–8.3.2008

Transformationen des Sozialen – wohin entwickelt sich die Soziale Arbeit? Luzern

Veranstalter: Schweiz. Gesellschaft für Soziale Arbeit (SGSA) (in Zusammenarbeit mit der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Zentralschweiz)

Website: : www.sgsa-ssts.ch/kongress2008.ch

Auskunft: Frau Jlanit Schumacher: jlanit.schumacher@hsa.fhz.ch

7.–11.7.2008

Être en Société. Le lien social à l'épreuve des cultures. XVIIIème congrès international de l'AISLF, Instabul

Veranstalter: Association internationale des sociologues de langue françaises (AISLF)

Website: www.congres2008.aislf.org

Auskunft: aislf@univ-tlse2.fr

Autorinnen und Autoren = Auteurs

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit = Revue suisse de travail social**

Band (Jahr): **- (2007)**

Heft 2

PDF erstellt am: **02.07.2020**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Autorinnen und Autoren / Auteurs

Fabian Kessl, Dr., Fakultät für Pädagogik, Universität Bielefeld, Fakultät für Pädagogik/AG 8: Sozialarbeit/Sozialpädagogik, Mitglied der Redaktion Widersprüche und des Co-Ordinating Office von Social Work & Society – Online-Journal for Social Work & Social Policy (www.socwork.net). Arbeitsschwerpunkte: Empirie der Lebensführung, Gouvernementalität Sozialer Arbeit, Zivilgesellschaft, Sozialpädagogische Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit
Kontaktadresse: fabian.kessl@uni-bielefeld.de

Claude de Jonckheere, Docteur en Sciences de l'éducation, Professeur à la Haute école de travail social de Genève, Domaines de recherche: Modes d'intervention en travail social, dispositifs d'insertion par l'économique (entreprises sociales), dispositifs de soins aux migrants, éthique. Domaines d'enseignement: Philosophie, épistémologie, théories de l'action, éthique, analyse de l'activité.
Kontaktadresse: Haute école de travail social, Centre de recherche sociale, Rue Prévost-Martin 28, CH-1211 Genève 4, claude.dejonckheere@hesge.ch

Brigitte Müller, lic. phil., Psychologin FSP, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut Kinder- und Jugendhilfe der Hochschule für Soziale Arbeit (Fachhochschule Nordwestschweiz). Thematische Schwerpunkte: Übergang Schule-Berufsbildung-Erwerbsarbeit, Kinder psychisch erkrankter Eltern, Lebensqualität und soziale Integration von Menschen mit psychischen Erkrankungen, Public Mental Health.
Kontaktadresse: Thiersteinerallee 57, CH-4053 Basel; brigitte.mueller@fhnw.ch

Christian Reutlinger, Prof. Dr. phil. habil., Institut für Soziale Arbeit (IFSA) an der FHS Hochschule für Angewandte Wissenschaften St. Gallen, davor wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialpädagogik, Sozialarbeit und Wohlfahrtswissenschaften der TU Dresden und wissenschaftlicher Referent am Deutschen Jugendinstitut in Leipzig und München. Arbeitsschwer-

punkte: Social Development und Raum, Transnationale Soziale Arbeit, Sozialgeografie der Kinder und Jugendlichen, Europäische Jugendforschung, Sozialpädagogische Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit
Kontaktadresse: christian.reutlinger@fhsg.ch

Dorothee Schaffner, lic. phil., Pädagogik, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut Kinder- und Jugendhilfe der Hochschule für Soziale Arbeit (Fachhochschule Nordwestschweiz). Thematische Schwerpunkte: Übergang Schule-Berufsbildung-Erwerbsarbeit, insbesondere diskontinuierliche Verläufe und Schwierigkeiten bei der Berufsintegration, Gender und Arbeit, Bildung und Armut.
Kontaktadresse: Thiersteinerallee 57, CH-4053 Basel, dorothee.schaffner@fhnw.ch

Christian Vogel, Prof. Dr., Soziologe, Sozialpädagoge, dipl. Sozialarbeiter, Dozent an der Berner Fachhochschule Soziale Arbeit und Lehrbeauftragter am Soziologischen Institut der Universität Zürich. Arbeitsschwerpunkte: Theorie und Methoden der Sozialen Arbeit, Kommunikations- und Institutionsanalyse, Schul- und Bildungssoziologie.
Kontaktadresse: Rudenzweg 22, CH-8048 Zürich, chvogel@mac.co

Objekttyp: **BackMatter**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit = Revue suisse de travail social**

Band (Jahr): **- (2007)**

Heft 2

PDF erstellt am: **02.07.2020**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

MASTER
IN
SOZIALER
ARBEIT
BERN | LUZERN
ST. GALLEN | ZÜRICH

Master of Science in Social Work

Master-Studiengang für Fachkräfte der Sozialen Arbeit

Vier Schulen bündeln hoch qualifiziertes Fachwissen und internationale Vernetzung.

Start des konsekutiven Masters voraussichtlich im Herbst 2008 in Bern, Luzern, St. Gallen und Zürich

Informationen unter
www.masterinsozialerarbeit.ch

Berner Fachhochschule BFH, Fachbereich Soziale Arbeit
Fachhochschule Zentralschweiz FHZ, Hochschule für Soziale Arbeit Luzern
FHS St. Gallen Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Fachbereich Soziale Arbeit
Zürcher Fachhochschule ZFH, Hochschule für Soziale Arbeit Zürich

n|w Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit

Master of Arts in Sozialer Arbeit mit Schwerpunkt Soziale Innovation

anwendungsorientiert | forschungsbasiert | international

In Kooperation mit der Evangelischen Fachhochschule Freiburg im Breisgau und der Universität Basel bietet die Hochschule für Soziale Arbeit FHNW ab Herbst 2008/09 – vorbehältlich der Bewilligung durch den Bund – ein gesamtschweizerisch koordiniertes konsekutives Master-Studium an.

Das geplante Master-Studium vermittelt Kompetenzen zur forschungsbasierten Entwicklung und praktischen Umsetzung von innovativen Methoden, Verfahren und Programmen in der Sozialen Arbeit.

Bestellen Sie den Master-Studienführer!
masterstudium.sozialearbeit@fhnw.ch
T +41 (0)848 821 011 oder mittels Formular auf
www.masterstudium-sozialearbeit.ch

Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit
Riggenbachstrasse 16
4600 Olten

www.fhnw.ch/sozialearbeit

Erster internationaler Kongress
der Schweizerischen Gesellschaft für Soziale Arbeit SGSA
vom 6. – 8. März 2008 in Luzern
(in Zusammenarbeit mit der Hochschule für Soziale
Arbeit der Fachhochschule Zentralschweiz)

Transformationen des Sozialen – wohin entwickelt sich die Soziale Arbeit?

Welche Veränderungen erfahren Kontexte des gemeinschaftlichen Lebens, der Arbeit, des Lernens, der Freizeit, des Wohnens usw. und wie reflektiert die Soziale Arbeit diese Prozesse?
Welches sind die Fragen und Herausforderungen, die sich im Zuge dieser Transformationen für die Soziale Arbeit als Wissenschaft, Praxis und Lehre ergeben?
Wie verortet sich die Soziale Arbeit als Disziplin im nationalen und internationalen sozialpolitischen Kontext?
Welche Entwicklungen und Innovationen, Potentiale und Grenzen kann die Soziale Arbeit als Mitgestalterin des Sozialen geltend machen?

Zahlreiche Beiträge von international renommierten Wissenschaftlern/innen und von Nachwuchsforschern/innen im Rahmen von Referaten, Symposien und Workshops sowie eine Podiumsdiskussion bieten vielfältige Möglichkeiten, diese Fragen zu diskutieren und an Antworten weiter zu denken.

Wir würden uns freuen, Sie in Luzern begrüssen zu dürfen.
Das genaue Programm und sowie den Anmeldetalon finden Sie unter www.sgsa-ssts.ch/kongress2008.ch

Premier congrès international
de la Société suisse de travail social (SSTS)
du 6 au 8 mars 2008 à Lucerne
(en collaboration avec la Haute école de travail social
de la Haute école spécialisée de la Suisse centrale)

Changements de société – quelles conséquences pour le travail social?

Comment évoluent la vie communautaire, le travail, l'éducation, le temps libre, l'habitat, etc. et comment le travail social intègre-t-il ces transformations ? Quelles sont les défis pour le travail social sur le plan scientifique, de la pratique et de l'enseignement ? Quelle est la place du travail social en tant que discipline scientifique dans le contexte national et international et en relation avec les politiques sociales? De quelles innovations est-il porteur, quel est son potentiel, quelles sont ses limitations?

De nobreux scientifiques de renommée internationale et des chercheur·e·s de la génération montante débattront ces questions et offriront leurs réponses dans des conférences, des symposiums, des ateliers et au cours d'une table ronde.

Nous serions ravis de vous saluer à Lucerne. Le programme détaillé et le coupon d'inscription se trouvent à l'adresse www.sgsa-ssts.ch/congres2008.ch

buch@seismoverlag.ch www.seismoverlag.ch

Seismo

Departement Migration,
Schweizerisches Rotes Kreuz (Hrsg.)

Sans-Papiers in der Schweiz
Unsichtbar – unverzichtbar

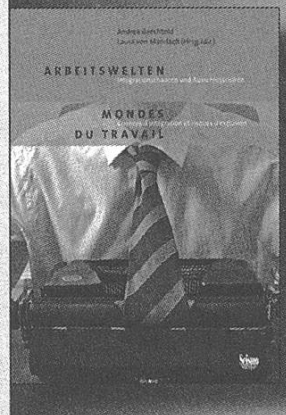
280 Seiten, Fr. 38.—, ISBN 978-3-03777-043-6

Ursula Renz und Barbara Bleisch (Hrsg.)

Zu wenig
Dimensionen der Armut

292 Seiten, Fr. 38.—, ISBN 978-3-03777-050-4

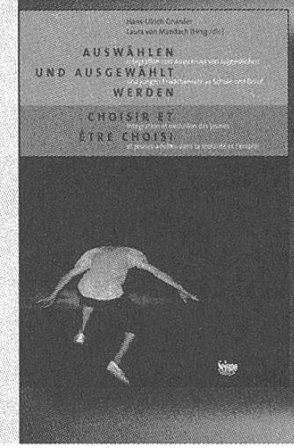
Publikationen des NFP 51
Ausschluss und Integration



Andrea Baechtold, Laura von Mandach (Hrsg./Dir.)

Arbeitswelten
Integrationschancen und Ausschlussrisiken

172 Seiten, 17 cm x 24 cm, ca. SFr. 28.—
ISBN 3-03777-056-6



Hans-Ulrich Grunder, Laura von Mandach
(Hrsg./Dir.)

Auswählen und ausgewählt werden
Integration und Ausschluss von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Schule und Beruf

144 Seiten, 17 x 24 cm, ca. SFr. 28.—
ISBN 3-03777-048-3

Angaben für Autoren und Autorinnen / Instructions aux auteurs

› Manuskripte bitte in Word-Format abgespeichert der Redaktion per E-Mail zustellen.
› Die Autorinnen/Autoren verpflichten sich mit der Einreichung, dieselbe Arbeit nicht in gleicher Form einer anderen Zeitschrift anzubieten.
› Die Autorinnen/Autoren stimmen mit der Einsendung ihres Manuskripts einer Begutachtung durch Redaktion und externe Gutachter (Peer Review) zu.
› Die Veröffentlichung in der «Schweizerischen Zeitschrift für Soziale Arbeit» behält sich die Redaktion vor, genauso wie editorisch und typografisch notwendige Änderungen bezüglich Text, Tabellen und Darstellungen.

Bei der Verfassung des Beitrags sollten die nachfolgend aufgeführten Punkte berücksichtigt werden, um Mehrarbeit, Rückfragen und Missverständnisse zu vermeiden:
› Die Beiträge sollten sich im Rahmen von 30'000 bis 35'000 Zeichen bewegen.
› Bitte keine Abstände oder Einzüge formatieren.
› Hervorhebungen sind kursiv zu setzen.
› Bei Tabellen sind die Tabellenspalten mit Tabulatoren zu erstellen, nicht mit der Leertaste.
› Tabellen und Darstellungen sind in eigenen, zusätzlichen Dokumenten abzulegen und der Redaktion separat zum Manuskript zuzustellen.
› Das Literaturverzeichnis soll nur Arbeiten aufführen, auf die im Text Bezug genommen wird.
› Im Text selbst werden die Literaturhinweise in Endnoten untergebracht. Diese sind fortlaufend und arabisch zu nummerieren und am Ende des Textes zu platzieren.
› Die Hinweise umfassen: Nachname des Autors/der Autorin, Erscheinungsjahr und evtl. Seitenangabe. Beispiel: Filsinger 2002, S. 11. Bei Doppelautorschaft werden die Namen mit Schrägstrich getrennt, bei drei oder mehr Autoren/Autorinnen wird nur der erste Namen aufgeführt und durch die Wendung et al. ergänzt. Beispiel: Müller et al. 2001, S. 12–15.

Das Literaturverzeichnis wird in alphabetischer Reihenfolge der Autoren/Autorinnen an den Schluss des Manuskripts gestellt nach folgendem System:
Homfeldt, H.-G./Hünerstdorf, B. (Hrsg.): *Soziale Arbeit und Gesundheit.* Neuwied 1997.
Thiersch, H.: Schon wieder – und noch einmal – alltagsorientierte Sozialpädagogik. In: Otto, H.-U. et al. (Hrsg.): *Zeit-Zeichen sozialer Arbeit.* Neuwied 1992, S. 33–41.
Filsinger, D.: Praxisorientierte Forschung in der Sozialen Arbeit. In: *Zeitschrift Forschung und Wissenschaft Soziale Arbeit.* 3. Jg., 2002, H. 2, S. 5–18.

Die Autorinnen/Autoren erhalten das bearbeitete Manuskript vor Veröffentlichung zur Korrektur. Die Korrekturen sind termingerecht vorzunehmen.

Machen Sie der Redaktion Angaben zur Ihrer Person und Ihrer Kontaktadresse, so wie sie im Heft erscheinen sollen.

Copyright
Das Copyright für die publizierten Artikel liegt bei der Schweizerischen Zeitschrift für Soziale Arbeit und der Schweizerischen Gesellschaft für Soziale Arbeit.

Die Zeitschrift der Schweizerischen Gesellschaft für Soziale Arbeit versteht sich als Plattform für den nationalen und internationalen Austausch in Wissenschaft, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit. Peer-Reviews zu den wissenschaftlichen Artikeln garantieren die Qualität der Beiträge. Weitere Rubriken wie Berichte aus Wissenschaft und Praxis, Rezensionen und Hinweise zu Neuerscheinungen oder Tagungen und Veranstaltungen dienen dazu, sich schnell über neuste Entwicklungen zu informieren. Neben der klaren Ausrichtung auf Theorie und Forschung werden in der Zeitschrift innovative Praxismodelle und -konzepte einer breiteren Öffentlichkeit und fachlichen Diskussion zugänglich gemacht.

La Revue suisse de travail social est une plate-forme d'échange sur la science, la recherche et la pratique du travail social. Les articles sont expertisés grâce à une « peer-review » qui garantira leur qualité. La Revue présente, outre des articles théoriques et des résultats de recherche, des pratiques innovantes en travail social, afin d'ouvrir une large discussion sur l'évolution du travail social. D'autres rubriques sont également mises en place, comme des comptes rendus de journées et des recensions critiques de nouvelles parutions. La revue informe également sur les journées et wcongrès organisés dans le domaine du travail social.

schweizerische gesellschaft für
soziale arbeit
société suisse de
travail social
www.sgsa-ssts.ch

ISSN 1661-9870